

A black and white photograph of a city street. In the foreground, a train is blurred horizontally, moving from left to right. In the background, a church with two prominent towers is visible. The text "IST HIER NOCH FREI?" is overlaid in the center in a white, sans-serif font.

IST  
HIER  
NOCH  
FREI?



Herausgegeben von den VBZ

Erste Auflage Herbst 2017  
Alle Rechte vorbehalten  
Copyright © 2017 by VBZ  
[www.vbz.ch](http://www.vbz.ch)

Bildnachweis Cover, Kapitel: © Onfokus | iStockphoto.com  
Schrift: Avenir Next, Filo Pro  
Gestaltung: Saskia Noll

Druck: Druckerei Odermatt AG, Dallenwil  
Bindung: An der Reuss AG, Luzern  
Papier: Lessebo Rough 1.3 Natural, Offset superweiss, 100 g/m<sup>2</sup>

ISBN 978-3-033-06323-5

———— Inhalt ————

Die Lunchbox   <i>Vera Spöcker</i> .....	6
Anders als sonst   <i>Corina Lanfranchi</i> .....	22
Unterwegs   <i>Anna Hitz</i> .....	34
Spuren   <i>Ruth Howald</i> .....	48
Fünf Haltestellen   <i>Nicole Anderhalden</i> .....	62
Mornemorge früh   <i>Nora Gautschi</i> .....	72
Der Auftrag   <i>Nicole Berger</i> .....	74
Stadtgrenze   <i>Karin Dehmer-Joss</i> .....	82
Augenstern   <i>Noëmi Sacher</i> .....	94
Kürzestgeschichten   <i>Noëmi Sacher, Nora Gautschi und Ruth Howald</i> .....	106
Die Mutprobe   <i>Nicole Berger</i> .....	108
Beschatten   <i>Ruth Howald</i> .....	120
Die Philosophen   <i>Vera Spöcker</i> .....	132
Biografien .....	142



# DIE LUNCHBOX

———— Vera Spöcker ————

*Freitag, 7.30 Uhr, Bahnhof Rüschtikon*

Endlich kam der 165er-Bus. Louisa stieg als Letzte ein. Sie wollte dem Liebespaar ausweichen, das mit ihr gewartet hatte. Den Anblick ertrug sie nicht, nicht an einem Freitag. Ihr Blick glitt über die stummen Morgengesichter der Mitfahrenden. Nur die zwei älteren Damen tauschten wie jeden Morgen die Neuigkeiten aus ihren Klatschheften aus. Louisa war dank den beiden stets auf dem neusten Stand, was die königlichen Familiendramen und Liebesromanzen anging. Sie setzte sich auf einen Platz am Fenster, weit weg von den beiden. Hatten die eigentlich keine anderen Sorgen als diese royalen Tratschgeschichten? Wenigstens ein wenig leiser hätten sie sich austauschen können! Louisa versuchte nicht hinzuhören. Doch heute schien ein Liebespaar-Tag zu sein. Bei der nächsten Station setzte sich ein Pärchen ihr gegenüber. Louisa sah zum Fenster hinaus. Zum Glück hatte sie ihren iPod dabei und konnte Musik hören. Sie schaute über den grauen See, in den grauen Himmel. Sie suchte sich ein aufmunterndes Stück von Gianna Nannini. Wenn sie die Augen schloss, verschwand alles Graue, und sie sah das sonnige Grün des Boboli-Gartens in Florenz vor sich. Sie seufzte. Da wollte sie wieder mal hin, weg vom Alltag, weg vom Grau, weg vom Alleinsein. Plötzlich berührte sie jemand an der Schulter. Louisa schüttelte die Hand ab und drehte sich um.

«Guten Tag, Billettkontrolle!» Vor ihr stand ein kleiner, rundlicher Kundenberater in ziviler Kleidung. Er schaute sie streng an. Louisa zog ihr Abo aus der Tasche und zeigte es ihm. «Danke, einen schönen Tag», quittierte er und lächelte Louisa unter seinem braunen Walrossschnurrbart zu. Als ob dieser Tag schön werden könnte! Liebespaare, wohin sie sah! Die verliebte Frau ihr gegenüber stiess sie beim Aufstehen an. Louisa verzog keine Miene. Das Paar lächelte sie entschuldigend an und verliess händchenhaltend den Bus. Bald hatte sie

es geschafft. Bald war Wochenende. Dann konnte sie es sich in ihrer Wohnung gemütlich machen und sich in Ruhe ihren Brownies widmen. Das Brownie-Backen am Sonntag war Tradition, es verkürzte Louisa den Tag und versüsste ihr die Einsamkeit.

Endlich konnte Louisa aussteigen und in die Ruhe ihres Büros flüchten.

Sie hatte genug von all den royalen und realen Liebesgeschichten.

*Montag, 7.32 Uhr, Bahnhof Rüschtikon*

Im letzten Moment drückte sie den Knopf, und die Tür ging zischend auf. Louisa sprang in den Bus. Das war wieder mal knapp gewesen! Völlig ausser Atem ging sie durch den schwankenden Bus, wischte sich die braunen Locken aus dem Gesicht. Auf der hintersten Bank sassen Schüler und Studenten. Mürrische Gesichter und Kopfhörer auf den Ohren - ihre fehlende Motivation war deutlich sichtbar. Louisa konnte das nachfühlen: Am Montagmorgen schien das Leben immer schwieriger als sonst, das einsame Wochenende hatte Spuren hinterlassen. Vorn im Bus sassen Männer mit dicken Mappen. Lehrer oder Biologen, die sich für Kakteen interessierten, vermutete Louisa. Die Sukkulentsammlung lag auf ihrem Arbeitsweg. Die meisten von ihnen waren in die Gratiszeitung oder ins iPhone vertieft.

Nur einer las regelmässig den *Tages-Anzeiger*.

Mit der Zeit hatte sich etwas wie eine Busgemeinschaft gebildet. Jeden Morgen trafen sich die gleichen Menschen, jeder hatte seinen Platz und reagierte missbilligend, wenn jemand anders diesen beanspruchte. Louisa hatte keinen Stammplatz, sie kam meistens so knapp, dass bereits alle Plätze be-

setzt waren. Ihr war es lieber so. Sich neben einen fremden Menschen zu setzen fiel ihr manchmal schwer. Sie ertrug die aufdringlichen Parfüms der Damen und den Geruch der Raucher am frühen Morgen nicht.

Sie blieb vor dem Mann mit dem *Tages-Anzeiger* stehen, hielt sich an einer Lederschlaufe fest und las die Schlagzeilen vor ihrer Nase. «Brangelina trennen sich!» Das Ereignis des Tages. Irgendeine Schauspielerin hatte ein Kind geboren, für einmal waren es keine Zwillinge. Weiter kam Louisa nicht. Der Herr faltete die Zeitung zusammen, lächelte Louisa kurz zu und stieg bei der Sukkulentensammlung aus. Netter Kerl, dachte sie, hat nichts dagegen, seine Zeitung mit mir zu teilen. Welche Farbe hatten seine Augen? Louisa setzte sich auf seinen Platz und studierte die Reklameauslagen im Bus. «Deutschkurs intensiv, täglich, 4 Wochen für Fr. 580.-...»

«Mama, ich sitze gerade im Bus ... Es ist ein bisschen laut, mach dir deswegen keinen Kopf, ich höre dich schon ...» Louisas Nachbarin sprach in entsprechender Lautstärke. «Ich habe eine Antwort vom Arzt bekommen. Er will mir am Montag seine Landpraxis zeigen und danach mit mir mittagessen gehen ... Ja, in einer kleinen Gemeinde auf dem Land, in Nebikon. Ist doch nett. Was soll ich denn antworten? ‹Danke für die nette Antwort?› – ‹Ich freue mich›, kann ich doch nicht schon wieder schreiben, das habe ich schon beim letzten Mal gesagt. ‹Danke für die nette Antwort› geht doch, oder Mama? ‹Danke für die nette Antwort und bis Montag.› – ‹Sehr geehrter Herr Kollege›, ja, Mama, das kann man so schreiben. Ja, und dann ‹beste Grüsse›, das ist auch nicht zu überschwänglich, oder?»

Louisa sah sich noch einmal die Reklame für den Deutschkurs an und war froh, dass sie aussteigen konnte. Der arme



Arzt, ob der wusste, was da auf ihn zukam? Dem Montagmorgen zum Trotz musste sie lachen. Dann machte sie sich auf den Weg zu ihrem Büro.

*Dienstag, 7.30 Uhr, Bahnhof Rüschtikon*

Louisa stieg hinter den beiden älteren Damen in den 165er. Heute war sie tatsächlich etwas weniger spät dran. Sie schob sich durch den Bus. Ob der *Tages-Anzeiger*-Leser wieder da war? Sie hatte sein Lächeln nicht vergessen. «Prinzessin Madeleine will in New York leben. Silvia will doch ihre Enkelkinder sehen, und New York ist so weit weg von Schweden. Carl Gustav sollte ein Machtwort sprechen, er ist schliesslich der König.» – «Das geht doch in der heutigen Zeit nicht mehr. Die jungen Prinzessinnen wollen ihr eigenes Leben leben, weit weg vom Königspalast.» Recht haben sie, dachte Louisa. Auch sie genoss ihr unabhängiges Leben, meistens wenigstens. «Da ist Victoria ganz anders, ein richtiges Vorbild.» – «Sie ist schliesslich die Kronprinzessin, die muss spüren, und ihr Daniel auch.» Die «Royals» waren in Hochform. Und er war wieder da! Louisa blieb vor dem *Tages-Anzeiger* stehen. Bei der Sukkulentensammlung sah er sie kurz zu ihr hoch, nickte ihr zu und war weg. Louisa setzte sich auf seinen Platz. Braune Augen hinter Brillengläsern. Sicher ein kluger Mann.

«Ja, Mama, hörst du mich? Ich muss dir noch vom anderen Arzt erzählen ... Ja, ich bin im Bus, Mama. Er hat sich acht Tage lang nicht gemeldet, da habe ich geschrieben, ob er alle meine Unterlagen bekommen hätte. Dann hat er gefragt, ob ich denn schon eine Stelle gefunden hätte. Ich muss ihm doch noch antworten. Aber das wegen der anderen Stelle sage ich nicht. Was schreibe ich denn dann? <Schön, dass Sie an mich gedacht haben ...> Ist das zu aufdringlich? <Ich wünsche Ihnen viel Erfolg bei Ihrem Projekt und freundliche Grüsse ...>

Ja, Mama, ich höre dich noch. So sollte es gehen, nicht wahr? Ja gut, danke, Mama.» Louisa musste sich zusammennehmen, um nicht laut herauszulachen. Kaum zu glauben, das war eine Frau Ende dreissig! Sie beugte sich über ihre Tasche. Da stiess sie mit dem Ellbogen an etwas Hartes. Sie griff danach und hatte eine Lunchbox in der Hand. Ein edles Modell. Dezentere Farben, beige und braun. Drei Fächer, zusammengehalten von einem breiten schwarzen Gummiband. Hatte die etwa der Mann mit dem *Tages-Anzeiger* ...? Sollte sie die Box liegen lassen? Vermutlich würde sie im Abfall verschwinden oder in einem Regal des Fundbüros vergammeln. Louisa öffnete die Box. Ein Schinkenbrot, zwei geschälte Karotten und ein Schokoriegel. Louisa lächelte. Der Inhalt entsprach nicht ganz ihrem Geschmack, aber sie mochte Abwechslung, und diese fand sie gar nicht so schlecht. Sie packte die Box in ihre Tasche.

*Mittwoch, 7.25 Uhr, Bahnhof Rüsclikon*

Louisa wartete an der Bushaltestelle. Sie war ganz aufgeregt, hoffte, dass ihr Plan gelingen würde. Sie war eine Stunde früher aufgestanden und hatte die Lunchbox gefüllt. Mit einer Portion ihres Louisa-Spezial-Reissalats im einen und drei Brownies im zweiten Fach. Ins oberste hatte sie einen Zettel gelegt: «Danke für den feinen Lunch gestern. Ich hoffe, dass Dir mein Rezept schmeckt. Louisa.»

Der 165er kam, Louisa stieg ganz vorne als Erste ein, eilte zum vermutlichen Stammplatz des Lunchbox-Besitzers, legte die Box zwischen die Sitze, schlüpfte aus dem Bus und stieg ganz hinten wieder ein.

Von ihrem Stehplatz aus sah sie an breiten Rücken und gesenkten Köpfen vorbei nach vorn. «He, Alter, hat mich doch gestern eine auf Facebook angeschrieben. Sie wolle eine Beziehung mit mir. Die spinnt doch. Nicht mal gefragt hat sie

mich.» – «Hast du ihr geantwortet?» – «Klaro, Alter, ich hab geschrieben, ich sei vorläufig nicht interessiert.» – «Was ist denn das für eine Antwort, ey? Jetzt denkt sie, du willst später bestimmt was von ihr.» – «Nicht doch, ich habe geschrieben ‹vorläufig kein Interesse›. Geht nicht, Alter, neben Job und Schule.» – «Dann musst du ihr das deutlicher sagen.» – «Schon gut, Alter, treffen wir uns heute Abend auf ein Bier?» Louisa sah, dass sich der *Tages-Anzeiger*-Typ tatsächlich auf seinen Stammplatz setzte. Er schlug die Zeitung auf, liess sie aber gleich wieder sinken. Er griff neben sich, machte ein erstauntes Gesicht und sah sich kurz um. Dann steckte er die Lunchbox in seine Mappe und vertiefte sich wieder in die Zeitung. Louisa blieb, wo sie war, bis zur Sukkulentsammlung. Dann erst wagte sie sich weiter nach vorn. Sie setzte sich auf einen freien Platz und sah träumend zum Fenster hinaus. Ob ihm ihr Essen schmecken würde?

#### *Donnerstag, 7.32 Uhr, Bahnhof Rüschtikon*

Dank eines Rollstuhlfahrers, der an diesem Morgen im Bus mitfahren wollte, erwischte Louisa diesen gerade noch. Bevor der Fahrer die Rampe zuklappte, zwängte sie sich hinein. Dabei stiess sie gegen den Rollstuhl. «Oh, tut mir leid! Dank Ihnen habe ich den Bus noch erwischt.» Der Rollstuhlfahrer lachte: «Dann ist meine Behinderung wenigstens mal zu etwas nütze.» Louisa lächelte ihm verlegen zu und machte sich auf die Suche nach einem freien Platz in der Nähe ihres Busfreundes. Die «Royals» erzählten gerade von Prinz William und seiner angeblich so abgemagerten Kate mit ihren wundervollen Kindern. Die sollte auch mal von meinen Brownies kosten, Louisa lächelte bei dieser Vorstellung. Ob sie das den «Royals» vorschlagen sollte? Nein, das traute sie sich nicht. Er verbarg sich wieder hinter seiner Zeitung. Schade, sie hätte sein Gesicht gern etwas genauer studiert. So aber musste sie

sich mit dem Ausblick auf seinen dunklen Haarschopf zufriedengeben. Als er ausstieg, versuchte sie, einen Blick auf ihn zu erhaschen. Markante Nase und Dreitagebart, ihr gefiel, was sie sah.

Auf dem verlassenen Sitz lag seine Lunchbox. Louisa wechselte den Platz. War das Zufall oder Absicht? Ein Schokoladenriegel und ein sorgfältig gefalteter Zettel lagen darin: «Dein Rezept hat mir ausgezeichnet geschmeckt, danke! Ich habe leider zu wenig Zeit fürs Kochen. Hier etwas, um Dir die Mittagspause zu versüßen. Florian.»

Louisa hörte ihr Herz so laut klopfen, dass sie sich umsah, ob ihre Sitznachbarin es wohl auch hören konnte. Doch die hatte Kopfhörer auf. Zum Glück telefonierte sie heute nicht mit ihrer Mutter. Der Bus hielt an ihrer Haltestelle. Schnell packte Louisa die Lunchbox ein. In ihrer Aufregung hatte sie fast vergessen, dass sie schon aussteigen musste.

#### *Freitag, 7.25 Uhr, Bahnhof Rüschtikon*

Mit der gefüllten Lunchbox stand Louisa an der Haltestelle, bevor der Bus einfuhr. Wieder war sie sehr aufgeregt. Sie fand Gefallen an diesem Lunchbox-Postverkehr und war gespannt, wie Florian auf ihren bunten Pouletsalat und das selbst gebackene Mohnbrötchen reagieren würde. Auch ein Zettel lag darin: «Hallo Florian, ich mag Schokolade sehr, danke! Nun errätst du sicher meine Hobbys? Lass es dir schmecken! Ein schönes Wochenende! Louisa.»

Flink stieg sie in den Bus, legte die Box auf den Sitz und setzte sich auf den Platz dahinter. Leute stiegen ein, die bekannten Gesichter, Geschäftsleute und Studenten, die «Royals» erzählten heute vom dänischen Königshof: «Der Bruder der Königin ist schwer krank ...» Mehr bekam Louisa nicht mit. Angespannt sah sie zu den Bustüren, die sich zischend schlossen. Der Motor startete, und der Bus fuhr an. Florian

war nicht gekommen! Louisa starrte noch immer auf die geschlossenen Türen. Eine alte Frau setzte sich auf seinen Platz. «Was ist denn das? Ach, da hat jemand sein Mittagessen liegen lassen.» Die Frau zog die Lunchbox hervor. Jetzt schreckte Louisa hoch. «Oh, die muss mir aus der Tasche gefallen sein, vielen Dank.» Sie streckte ihre Hand aus und sah enttäuscht auf die Box. War er krank, oder arbeitete er Teilzeit? Oder war er nur zufällig die letzten fünf Tage im Bus gewesen? Aber hätte er ihr dann am Donnerstag nochmals die Box hingelegt? Die Nachricht deutete doch auf Interesse hin. Oder war es nur ein Spiel für ihn gewesen? Vermutlich bildete sie sich wieder einmal zu viel ein. Dabei hatte es so schön angefangen! Louisa sah trübselig zum Fenster hinaus. Alles schien ihr noch grauer zu sein als sonst.

*Montag, 7.30 Uhr, Bahnhof Rüschtikon*

Louisa hatte die Lunchbox dabei. Sie wollte gerüstet sein, falls Florian doch wieder im Bus war. Sie hatte Taboulé mit frischer Minze zubereitet. Als Dessert wieder drei der obligaten Wochenend-Brownies. Dazu die Nachricht: «Guten Morgen, Florian! Ich mag Schokolade sehr, danke! Nun errätst du sicher meine Hobbys? Lass es Dir schmecken! Louisa.» Sie legte die Box auf seinen Stammplatz und setzte sich auf die andere Seite. So konnte sie ihn beobachten, ohne in seinem Sichtfeld zu sein. Ob er einsteigen würde? Der Bus füllte sich langsam, sein Platz war noch immer leer. «Hast du das Kleid gesehen, das Kate bei der Eröffnung des neuen Spitals anhatte? Das hatte sie doch schon auf ihrer Chinareise getragen.» – «Ja, Kate ist sparsam, deshalb mögen die Engländer sie so.» Wie konnte man sich nur mit solchen Nichtigkeiten befassen? Für Louisa war heute nur eines wichtig. Die Türen schlossen sich. Also wieder nicht. Vergiss ihn, hör auf zu träumen, Louisa, schalt sie sich innerlich. Da drückte jemand den Türkopf.

Die Falttüre zischte, und Florian stieg ein. «Hey, Mann, Alter, wegen dir hat der Bus Verspätung, und ich komme zu spät. Mein Chef wird sauer, das kann ich heute gar nicht brauchen. Muss ihm noch die miese Note in der Mathe-Prüfung beichten.» Florian erwiderte etwas, das Louisa nicht verstand, aber der Jugendliche beschäftigte sich nur noch mürrisch mit seinem iPhone. Florian sah sich um und ging zwischen den Leuten hindurch zu seinem Platz. Ein Lächeln huschte über sein Gesicht, als er die Lunchbox entdeckte. Suchend schaute er sich um. Louisa versuchte wegzusehen, war aber nicht schnell genug. Ihre Blicke trafen sich. Louisa merkte, wie sie errötete. «Ertappt!», schienen seine braunen Augen zu sagen. Sie drehte schnell den Kopf weg und schaute dem Regentropfenrennen auf der Fensterscheibe zu. Sie war froh, als sie das vertraute Rascheln seiner Zeitung hörte und der Bus nach endlos erscheinenden Minuten bei der Sukkulentensammlung anhielt. Was Florian wohl von ihr dachte?

### *Dienstag, 7.32 Uhr, Bahnhof Rüschkon*

Louisa kam bewusst spät zur Haltestelle und stieg als Letzte ein. Ganz hinten. Sie wollte heute Distanz zu Florian wahren. Noch mal erröten, wenn er sie ansah? Nein, diese Peinlichkeit wollte sie sich ersparen. Sie hasste es zu erröten, aber es passierte ihr immer, wenn sie verlegen war. Nach ihr stieg noch eine Schulklasse ein. Louisa musste vorrücken, kam der Zeitung immer näher. Doch Florian blickte heute nicht auf. Louisa hörte den Sprüchen der Teenies zu: «Mega uncool, Kakteen anschauen und abzeichnen.» – «Nicht Kakteen, Alter, Sukkulente, Wasserspeicherpflanzen.» – «So ein Streber. Was soll das bringen?» – «He, Alter, hast du deinen Zeichenblock dabei? Streberin!» – «Hey, wo hast du deinen Lidschatten her?» – «H&M.» – «Muss ich auch haben.» – «Wir sind da, aussteigen! He, Alter, bist du schwerhörig? Mach vorwärts!»

Die Jugendlichen stiegen bei der Sukkulentsammlung aus, schubsten Louisa im Gedränge hin und her. «Die heutige Jugend, diese Sprache.» – «Ja, und so gar keinen Ehrgeiz mehr, etwas zu lernen. Das war bei uns ganz anders. Und George und Charlotte werden von Kate und William sicher auch anders erzogen.» Heute fand Louisa diese Kommentare alles andere als amüsant. Mit den Schülern war auch Florian ausgestiegen. Er hatte sich nicht nach ihr umgedreht. Sie gefiel ihm also nicht, oder er fand ihren Postverkehr lästig. Louisa liess sich auf seinen Sitz fallen. Was war denn das? Die Lunchbox. Sie errötete, aber das war ihr egal. Ihr Herz klopfte plötzlich schneller. Gleich aufmachen oder bis zur Mittagspause warten? Nur einen Blick hineinwerfen. Sie öffnete langsam den Deckel. Ein grosser Spitzbube lachte ihr entgegen, darunter lag ein Zettel: «Guten Morgen, Louisa! Treffen wir uns zu einem Kaffee? Morgen, Mittwoch, 17.20 Uhr bei meiner Haltestelle. Freue mich, Florian.» Mit klopfendem Herzen und strahlendem Gesicht sass Louisa auf ihrem Platz und vergass dabei fast auszusteigen.

*Mittwoch, 7.25 Uhr, Bahnhof Rüschtikon*

Louisa hatte eine Karte in die Lunchbox gelegt, ein Schokoladenherzchen darauf geklebt und «-lichen Dank, ich werde da sein. Louisa» darauf geschrieben. Sollte sie Florian ansprechen, ihm die Box überreichen oder doch nur wieder hinlegen? Sie entschloss sich für die zweite Variante. Hoffentlich war der Bus vor Florian da. Wenn nicht, wusste sie erst recht nicht, wie sie sich verhalten sollte. Da! Der Bus fuhr ein, kein Florian weit und breit. Danke, lieber Gott, dachte Louisa. Was bin ich doch für ein Angsthasen. Schüchtern wie eh und je. «Sei mutig, Louisa», hatte ihr Deutschlehrer immer gesagt. Wenn das so einfach wäre, eine Anleitung gab es ja nicht dafür.

Die Box lag auf Florians Platz, Louisa setzte sich schräg gegenüber. «Caroline hat noch immer Geduld mit ihrem Ernst August.» – «Es ist ja auch schon der dritte Ehemann, mit ihr stimmt doch sicher auch etwas nicht.» Louisa verdrehte die Augen. Jetzt würde der Bus gleich losfahren, Florian, beeil dich! Da sah sie ihn heranrennen und drückte schnell den Stopp-Knopf. Die Tür öffnete sich für Florian. Er nahm die Box an sich, liess sich auf seinen Sitz fallen und zwinkerte Louisa zu. Sie schenkte ihm ein Lächeln und tat dann, als würde sie lesen. Sie hatte sich ein Buch über Sukkulenten gekauft. Eine neue Welt hatte sich für sie aufgetan. Pflanzen, die Wasser speichern konnten für trockene Zeiten und die farbenprächtigsten Blüten hervorbrachten. Sie versuchte sich zu konzentrieren, verstand aber nichts von dem Gelesenen. Ihr Herz klopfte zu laut. Florian öffnete die Zeitung. Allmählich entspannte Louisa sich und sah träumend zum Fenster hinaus. «Tschüss, Louisa, bis später», flüsterte es auf einmal neben ihrem Ohr. Sie schreckte auf und sah Florian gerade noch aus dem Bus springen.

*Donnerstag, 7.25 Uhr, Bahnhof Rüschnikon*

Wieder kam Louisa atemlos zur Haltestelle. Diesmal vor Aufregung. Sie hatte sich ihren neuen Schal umgelegt. Die grossen Mohnblüten auf schwarzem Grund gefielen ihr sehr. In der Geborgenheit des Schals fühlte sie sich viel sicherer. Und Sicherheit brauchte Louisa an diesem Morgen. Sie wartete auf Florian. Da war sie wieder, ihre Schüchternheit. Wie sollte sie sich verhalten, wie ihn begrüßen? Sie hatten sich am Vorabend beim Kaffee so viel erzählt. Louisa hatte ihre Schüchternheit überwunden und Florian von sich und ihrer Arbeit im Kanzleibüro erzählt. Ihre Sonntagseinsamkeit behielt sie allerdings für sich. Florian arbeitete tatsächlich als Wissenschaftler in der Sukkulentensammlung. Voller Begeisterung



hatte er ihr von den Pflanzen geschwärmt, von seinen Forschungsprojekten und von der Nachtkönigin, die so selten blühte. In Gedanken versunken stieg sie ein. «Hey Mann, spendierst du mir heute ein Bier? Bin pleite für diesen Monat.» – «Frag doch deinen Alten um Vorschuss.» – «Geht nicht, der ist wieder mal im Ausland. Business und so ...» Da sah sie Florian. Er winkte ihr mit der Zeitung und deutete auf den leeren Platz neben sich. Mit klopfendem Herzen ging Louisa zu ihm. Als sie vor Florian stand, fuhr der Bus ruckartig an, sodass Louisa kurz ihr Gleichgewicht verlor. Florian hielt sie fest, lächelte sie liebevoll an: «Für eine Umarmung ist es vielleicht noch etwas früh.» Louisa wusste nicht, was sie sagen sollte. Am besten gar nichts. Sie setzte sich auf den Platz neben Florian und versuchte sich zu beruhigen. Er fragte sie etwas, aber sie verstand es nicht. Ihr Herz klopfte so heftig, dass es in den Ohren rauschte. «Wo ist denn dein Lächeln geblieben?», fragte Florian. «Uff, ich hab's in der Eile zu Hause vergessen», erwiderte Louisa mit ernstem Blick. Florian lachte laut. «Nimm es bitte morgen wieder mit.» Er zwinkerte ihr noch mal zu und verliess winkend den Bus. Louisa blieb lächelnd sitzen.

#### *Freitag, 8.20 Uhr, Bahnhof Rüschtikon*

Louisa stand mit traurigem Gesicht an der Bushaltestelle. Sie hatte gründlich verschlafen. Ausgerechnet heute. Sie wollte doch Florian wiedersehen, wollte extrafrüh an der Haltestelle sein, um ihm nicht wieder so atemlos zu begegnen. Was würde er nun denken? Dass sie doch nicht an ihm interessiert war? Würde er sie trotzdem wiedersehen wollen? Als sie dastand und die Leute beobachtete, schoss es ihr durch den Kopf: Florian kam freitags gar nicht. Letzten Freitag war er auch nicht gekommen. Der Bus fuhr heran, sie stieg ein und setzte sich auf Florians Platz. Sie nahm ihr Buch und versuch-

te zu lesen. Ihre Gedanken wanderten weg vom Buch. «Ist der Platz neben Ihnen noch frei, Fräulein?» Fräulein? Wer sagte denn heute noch Fräulein? Louisa schaute hoch. «Ich bin kein ...» Da stand Florian grinsend vor ihr. «Ich muss meinem Chef Unterlagen bringen. Was machst du denn um diese Zeit im Bus?» Louisa musste lachen. «Verschlafen habe ich. Aber das passt ja gut. Schön, dich zu sehen.» Ihre Schüchternheit verlor sich immer mehr. Kurz vor der Sukkulentensammlung holte Florian etwas aus seiner Tasche. «Gut, dass ich sie doch eingesteckt habe.» Eine kleine, rote Lunchbox lag auf Louisas Knien. «Etwas fürs Wochenende.» Er berührte sanft Louisas Arm und stieg aus. Der Deckel stand offen, und Louisa sass mit grossen, strahlenden Augen da. Wieder ein lachender Spitzbube und ein Zettel: «Treffen wir uns am Samstag um 17 Uhr am Bahnhof Rüschlikon? Um Antwort wird gebeten: 079 569 72 92 :- ) Florian.»

### *Montag, 7.25 Uhr, Bahnhof Rüschlikon*

Louisa kam mit klopfendem Herzen zur Bushaltestelle. Seit Samstag war ihre Schüchternheit Florian gegenüber komplett verflogen. Sie hatten sich so viel zu erzählen gehabt. Louisa war es vorgekommen, als würden sie sich schon ganz lange kennen. Der Kinobesuch, das Abendessen. Louisa lächelte glücklich. Florian war schon da und kam ihr lächelnd entgegen. Er umarmte sie, drückte sie einen Moment lang an sich. Louisa spürte seine Wärme und roch seinen frischen Duft. Der Bus kam. Nur ungern löste sie sich von ihm. Hand in Hand stiegen sie ein.

«Nein, Mama, mach dir keinen Kopf. Ich hab heute frei ... Nein, der Arzt ist zufrieden mit mir. Er hat gesagt: ‹Frau Hohenester›, hat er gesagt, ‹ich bin sehr zufrieden mit Ihrer Arbeit, weiter so.› Das ist doch ein tolles Lob, nicht? ... Ja, also, ich bin in einer Stunde bei dir ... Tschüss, Mama, bis gleich.»

«Oh, hast du gelesen, Prinz Carl Philip von Schweden heiratet. Und Madeleine kommt extra aus New York.» – «Oh, da wird sich Silvia freuen. Nach all den Sorgen um ihre Kinder! Jetzt sind alle glücklich verheiratet, und bald bekommt sie noch mehr Enkelkinder. Endlich wieder ein Happy End!» Louisa und Florian sahen einander an und lächelten. Sie sassen nebeneinander, seine Hand umschloss sanft die ihre. Heute brauchten sie keine Worte, Scherze waren überflüssig.

An der Sukkulentsammlung drehte sich Florian zu Louisa und küsste sie sanft auf den Mund. «Bis später, Prinzessin.» Louisa lachte und sah zu den «Royals» hinüber. Sie starteten sie mit offenen Mündern an.





ANDERS ALS  
SONST

————— Corina Lanfranchi —————

Jule stolperte schlaftrunken und ohne Brille in die Küche, schob halb blind die Kaffeekapsel in die Maschine und staunte wie jeden Morgen, dass es möglich war, eine Maschine zu bedienen, ohne genau hinzusehen. Tastend, sozusagen.

Sie setzte sich wie gewohnt ans Fenster, nahm ihre Brille vom Sims und blickte auf den Platz vor ihrem Haus.

Etwas war heute anders.

Der Platz war nicht besonders gross, dafür aber übersichtlich. Mittendrin lag die Insel, der unverrückbare Knotenpunkt der Tramlinien 7, 11, 14 und 15.

Jule lebte noch nicht lange in der Stadt. Als ihre Freundin Sabina zum ersten Mal zu Besuch kam, hatten sie zusammen am Fenster gestanden. «Dort unten spiegelt sich die Welt im Kleinen», hatte Jule gesagt, und Sabina hatte sie verständnislos angeschaut. «Da fehlt mir jetzt die Verbindung. Was spiegelt sich?»

Jule hatte ihre Nase an die Scheibe gedrückt: «Stell dir mal vor: Wenn du alle Strecken zusammenzählst, die die öffentlichen Verkehrsmittel täglich abfahren, bist du mehr als zweimal um die Welt gereist.»

«Woher weisst du das?»

«Hab ich irgendwo gelesen. Und seitdem denke ich, wenn ich Tram fahre, umrunde ich die Welt. Natürlich nur in der Vorstellung.»

«In deiner Vorstellung.»

«O.K., in meiner. Und in meiner Vorstellung ist dieser Platz da unten deshalb ein Sinnbild der verdichteten Welt. Verrückt, oder?»

Sabina hatte nur mit den Schultern gezuckt.

«Du glaubst nicht», hatte Jule weitergesprochen, «wem du im Tram alles begegnest. Kindern und Tanten, Franzosen, Afghanen, Japanern, Sizilianern, Omis und Opas, Expats, Nonnen, auch mal einem Hipster und hin und wieder einem

Schwarzfahrer. Wie kürzlich. Da stand ein unrasierter Typ in einer Parfümwolke neben mir, und als ein kleiner, dicker Mann mit Walrossschnauz einstieg, war er flugs weg. Erst als der Dicke mein Billett sehen wollte, begriff ich, dass er ein Kontrolleur war. Er sah dem Parfümtypen nach und sagte augenzwinkernd: «Teures Nobelparfüm, aber kein Billett.»

Sabina hatte Jule etwas spöttisch angesehen: «Du und dein Flair für Geschichten. Bin ja mal gespannt.»

Jule sass noch immer im Horst, wie sie ihren Beobachtungsposten nannte, und da erst bemerkte sie, was diesmal so anders war. Die Insel war menschenleer.

War heute ein Feiertag? Sie öffnete das Fenster und beugte sich über die Brüstung.

Eine Farbe fehlte.

Ein Geräusch fehlte.

Kein Blau.

Keine Bewegung.

Die Insel lag verloren inmitten der verlassenen Schienen.

Manchmal braucht nur ein Tram nicht zu kommen, und alles wird anders.

Jule sah in den wolkenlosen Himmel. Sie würde nicht auf ihren täglichen Seeblick verzichten. Wenn es nicht kommt, dann halt zu Fuss und ohne neue Tramgeschichte.

Edgar stand am Fenster. Er starrte auf die Strasse und fragte sich, wo denn das Tram blieb.

War heute ein Feiertag?

Mit Verachtung sah er auf die Kaffeemaschine, die seine Putzhilfe angeschleppt hatte. Neumodisches Zeug, nichts geht über einen Filterkaffee, murmelte er. Sein Blick fiel auf den Kalender, der in der Küche hing. Es war Mittwoch, wie erwartet, kein Feiertag, sondern sein Bergtag: der Mittwochs-treff mit der alten Belegschaft, oben im Dolder. Er zog sich

den Mantel an, setzte seinen alten Hut auf und griff nach dem Stock mit dem silbrigen Knauf. Dann studierte er die Fahrpläne. Seit er auf den Stock angewiesen war, hatte er die Pläne der Strecken aufgehängt, die er noch benutzte: zum Römerhof, zum See, zum Botanischen Garten und ganz selten noch zum Bahnhof. Die grosse Welt zog ihn nicht mehr an. Er hatte vom Leben genug gesehen. Allein in den letzten Jahren waren es über 20000 Fahrten gewesen, das sollte ihm erst mal jemand nachmachen, 20000 Mal 805 Meter hoch und dann wieder 805 Meter runter.

Wenn er an die Zeit dachte, als er noch täglich rauf- und runterfuhr, überkam ihn manchmal die Wehmut. Die Erinnerungen verblassten allmählich, lag ja alles schon so weit zurück, und sein Gedächtnis war alt geworden, genau wie er selbst. Macht ja nichts, sagte er sich, erlebt ist erlebt, ob vergessen oder nicht.

Langsam stieg er die Treppe hinunter und verliess das Haus. Am Fussgängerstreifen hielt er inne. Ist ja gar nichts los hier, dachte er und ging weiter. Die Bank an der Haltestelle war frei, er setzte sich. Manchmal verstand er die Welt nicht mehr. Wie auch? Er stammte ja aus einem Jahrhundert, als noch die Standseilbahn fuhr. Das war was gewesen, seine erste Fahrt. Das Reh auf der Schiene. Nie würde er diesen Schrecken vergessen, stand das Reh auf den Schienen, und er fuhr vor Schreck einfach weiter. Und dann sprang es davon. Wäre es stehen geblieben, hätten sie ihn wohl gleich aus dem Dienst entlassen, und es hätte keine Standseilbahn mehr für ihn gegeben. Er schüttelte den Kopf. Was hatte er nicht alles erlebt auf seinen Fahrten die 805 Meter rauf und 805 Meter wieder runter. Und was hatte er nicht alles gehört. Unschönes, aber auch Schönes. Auch schon fast alles vergessen, aber diese Geschichte mit Eva, die würde er behalten und mit ins Grab nehmen. Er lächelte.



Gewöhnlich weckten ihn die Tramgeräusche vor seinem Fenster, doch heute war es ungewohnt still. Es war bereits neun, als Max erwachte. Er sah auf die Uhr, sprang aus dem Bett: So ein Mist, um zehn Uhr sollte er beim Farbhof sein. Er musste sich beeilen, fürs Rasieren reichte es nicht mehr, Krawatte umbinden, Kaffeemaschine an. Zum Glück sind die heute vollautomatisch, muss ja alles immer gleichzeitig gehen, allerdings ist die Sache mit der grauen Energie nicht gelöst, irgendwann würde er auf Kräutertee umsteigen.

Sollte er seinen Roller nehmen? Besser nicht, könnte als Provokation verstanden werden. Max biss sich auf die Lippen. Er würde seine ganze Redekunst anwenden müssen. Seine Idee war total absurd, aber sie passte optimal in deren Konzept. Das behauptete zumindest sein Chef, dieser Marketinghero. Geschichten sind was für die Romantiker von gestern, dachte Max, wer will heute noch Geschichten hören und dann noch Tramgeschichten? Max schnaubte. Das Wichtigste bei einer Projektpräsentation, so hatte es ihm der Chef eingetrichtert, sei, mit dem ersten Satz die Zuhörenden zum Nicken zu bringen.

Max kippte den Kaffee hinunter, los, Mann, pack's an. Er nahm drei Treppenstufen auf einmal, vor dem Haus blieb er abrupt stehen. Etwas war anders heute, stellte er fest, doch er kam nicht drauf, was es war. Als er an der Haltestelle ankam, hatte er seinen Nicksatz im Kopf: «Die Haltestelle der Zukunft – Tramreisen in fremde Leben.» Klingt doch nach wildem Abenteuer.

Max wartete. Wo blieb denn die 14? Er runzelte die Stirn und sah sich um. Ein alter Mann mit Stock sass auf der Bank und lächelte vor sich hin. Sieht man ja auch selten, lächelnde alte Männer, dachte er. Er ging auf den Mann zu. «Warten Sie auch?»

Der Alte zuckte mit den Schultern. «Die fährt heut wohl nicht. Sitze schon eine ganze Weile hier.»

Jule sass noch immer in ihrem Horst. Sie brauchte morgens ihre Anlaufzeit. Ankommen im Tag, nannte sie das. Mittlerweile sassen schon zwei Männer auf der Insel. Aber noch immer kein Blau in Sicht, keine Bewegung. Sie zog die Jacke an, nahm die Tasche und steckte einen Schokoriegel ein. Falls sie zu Fuss gehen müsste.

Sie verliess das Haus und ging zur Traminsel. Sollte sie sich zu den Männern setzen? Sahen harmlos aus, sicher keine Schwarzfahrer, obwohl der Jüngere unrasiert war.

«Ist hier noch frei?»

Der Unrasierte machte eine einladende Geste und wies auf die Bank: «Bitte sehr.»

«Heute scheint alles etwas anders zu sein», sagte Jule.

«Ist mir auch aufgefallen», antwortete Max.

«Heute ist alles nicht mehr wie früher», brummte der alte Mann. Jule beugte sich vor und blickte ihn an: «Was meinen Sie?»

Der Alte winkte ab und legte seine Hände auf den Stock, der Jüngere wippte mit den Schuhen. Plötzlich streckte er Jule die Hand hin: «Ich heisse Max. Und Sie?»

«Jule.»

Jule sah zum Alten hinüber: «Und Sie?»

Der Alte sah sie verdutzt an.

«Ich bin Jule, und Sie?»

«Edgar, vorzugsweise Edi.»

«Freut mich, Edi.»

Jule kratzte sich am Kopf, Max wippte noch immer mit den Füßen, Edi hatte seinen Kopf auf die Hände gelegt, die noch immer den Stock umfassten.

«Warten wir eigentlich auf Godot?» In Max' Stimme lag ein leicht verärgertes Unterton.

«Wer ist denn das, Godot?» Edi hob den Kopf und sah Max an.

Jule antwortete: «Ein Mann aus einem Theaterstück.»

Sie lächelte in sich hinein, dann schaute sie zu den beiden Männern hinüber. «Findet ihr das Leben nicht manchmal auch etwas absurd?»

Max sah sie prüfend an. Konnte die Frau Gedanken lesen? Er dachte an seine Präsentation. «Absurd finde ich, dass ich hier sitze und warte, während ich längst an einem anderen Ort sein sollte, um dort im Rahmen der Smart-City-Strategie ein Projekt darüber vorzustellen, wie das Warten an Haltestellen künftig aussehen sollte.»

Jule sah ihn skeptisch an.

«Da stimmt doch etwas nicht.»

Edi war aufgestanden und schwenkte den Stock: «Erst wenn etwas fehlt, merkt man, wie wichtig es war. So wie bei meiner Bahn.»

Max schaute irritiert zu Jule, dann zu Edi. Jule sagte: «Genau so ist es. Erst wenn etwas fehlt, merkt man, dass es fehlt.»

Und dann zu Max gewandt: «Das ist jetzt nicht absurd, oder?»

Max verzog das Gesicht und dachte, wenn ich noch lange hier sitze, sind die im Farbhof weg.

«Klingt ja interessant, das mit der Haltestelle», hörte Max nun Jule sagen. Er schaute sie an, der Nicksatz, fuhr es ihm durch den Kopf. «Findest du wirklich?»

Jule sah auf seine Hände, was streng genommen nur die halbe Wahrheit war, denn noch interessanter fand sie den ganzen Mann.

Max räusperte sich, dann sagte er: «Die Haltestelle der Zukunft – Tramreisen in fremde Geschichten.» Er schaute Jule erwartungsvoll an, sie schaute lächelnd zurück.

Warum nickt sie nicht und lächelt bloss?

«Was genau meinst du mit ‹Tramreisen in fremde Geschichten?»

Max biss sich auf die Lippen. Das war der Nicksatz, der jetzt zerschmettert am Boden lag. Er zuckte mit den Schultern.

«Na, Geschichten, die man im Tram so erlebt und die Wartende an Haltestellen später hören können.»

«Verstehe», sagte Jule. «Die Idee ist super. Auf Tramreisen findet man alles, was es für Geschichten braucht. Menschen, Begegnungen, Bewegungen, Haltestellen, Kreuzungen, Konflikte und offene Enden. Aber dieser Satz klingt, wie soll ich sagen, etwas holperig oder hieroglyphisch, jedenfalls passt er nicht so richtig zu Smart-City.»

Max sah Jule missmutig an. «Und wie lautet deine Alternative?»

«Der kommt heute nicht mehr», liess Edi sich vernehmen. «Das hätte es früher auch nicht gegeben. Jeden Tag bin ich gefahren, bei Wind, bei Schnee und bei Hagelsturm. Neigung bis zu 175 Promille. Und 72 war dann Schluss.»

Jule sah ihn fragend an. Max fragte halbwegs interessiert: «Du warst Chauffeur bei der Standseilbahn?»

Edi nickte: «Fünfundzwanzig Jahre lang.» Er streckte Max den Stock hin.

«Mein Abschiedsgeschenk. Mit silbernem Knauf.»

Max fuhr über den Knauf: «Schon ganz schön lange her, oder?»

Edi nickte: «Danach noch ein paar Jahre Zahnradbahn. War aber nicht mehr dasselbe. Und dann habe ich mich unter die alten Dolderwagen gelegt, um sie zu flicken.» Er klopfte mit dem Stock auf den Boden.

«Ah ja», sagte Max und nestelte an seiner Tasche, dann hielt er Edi ein Päckchen Zigaretten hin: «Willst du eine?»

«Hab schon lang aufgehört damit, soll tödlich sein, aber heute ist ja alles anders.» Er nahm eine Zigarette aus dem Päckchen. Max gab ihm Feuer und zündete sich auch eine an.

«Fünfundzwanzig Jahre lang bist du rauf- und runtergefahren», mischte sich nun Jule ein. «Da hast du sicher viel zu erzählen.»

Edi lächelte. «Ja ja, ein paar Sachen weiss ich noch.»

Jule sah Max grinsend an: «Genau der Richtige für dein Haltestellenprojekt!»

Max warf die Zigarette auf den Boden und drückte sie mit dem Schuh aus, Vollromantikerin, Nicksatzzerstörerin. Aber recht hat sie ja.

«Was war dein bestes Erlebnis bei der Dolderbahn? Du hast sicher eine schöne Geschichte für mein Haltestellenprojekt.»

Jule sah Max verächtlich an, so kann nur jemand fragen, der keine Ahnung von Geschichten hat.

«Was für eine Haltestelle?», fragte Edi.

«Ich hab der jungen Dame eben erklärt, dass aus Haltestellen Erlebniszonen werden sollen. Und dazu braucht es Geschichten.»

Edi schüttelte den Kopf. «Ist das etwas aus Amerika? Hab ich noch nie gehört.»

«Na, stell dir einfach vor, du wartest auf das Tram, und während du wartest, kannst du Geschichten hören, die andere Menschen im Bus oder im Tram oder in der Dolderbahn erlebt haben. Ist doch nicht modern, sondern ganz romantisch. Oder?»

«Wo hast du den Stummel hingetan?» Edi hielt Max die ausgerauchte Zigarette hin.

«Auf den Boden.»

«Da gehört der aber nicht hin. Das hab ich dem Baron auch gesagt, obwohl er ein Baron war. Baron von Fürstenberg. Der hat nur einmal seine Zigarette auf den Boden der Dolderbahn geworfen. Der durfte es sich auch mit mir nicht verspielen. Kam jedes Jahr im Frühling mit seinen Vögeln, immer am 21. März. Und ich habe Extrafahrten eingelegt. Mindestens dreissig Volieren waren das. Mit Papageien und weiss der Geier was für seltsamem Gefieder. Aus dem Ausland. Afrika. Aber sie haben gesungen und gezwitschert, und aus der Dolderbahn wurde ein Vogelparadies.»

«Und was hat er mit den Vögeln gemacht?»

«Ferien. Der hat im Dolder eine ganze Wohnung gemietet und hat sie dort fliegen lassen. Jedes Jahr, den ganzen Frühling lang. Und dann ist er wieder abgereist, und ich habe wieder Extrafahrten gemacht.»

Edi kicherte. «Mit dem Vogelbaron kommt der Frühling, hat Eva immer gesagt. Die Vögel haben uns leidgetan, so eingesperrt. Da hab ich der Eva gesagt, einmal werden wir fliegen, wir beide. Mit einem Helikopter. Ja, die Eva. Die nehm ich mit ins Grab.»

«Eva?», fragten Max und Jule gleichzeitig.

«Die Saaltochter vom alten Dolder. Bin Hunderte Male mit ihr rauf- und runtergefahren. Mit Vögeln und ohne. Sie hat dann versucht, so zu pfeifen wie sie. Manchmal hat sie mir was zugesteckt. Aus der vornehmen Küche. Ein Stück Braten oder Kuchen.» Edis Kopf wippte.

«Und wie ging es dann weiter mit den Vögeln?», fragte Max.

«Ist gestorben, der Herr Baron.»

»Und wie ging es weiter mit Eva?«, fragte Jule leise.

Edi antwortete auch leise: «Das erzähl ich dir, wenn ich oben bin.»

Jule schaute in den Himmel, ein lustiger Alter, dieser Edi, dann schielte sie hinüber zu Max und sah, wie er auf sein Handy blickte.

«Verpasst du einen Termin?»

«Sieht so aus, die Präsentation des Haltestellenprojekts. Nimmt niemand ab dort, hab schon dreimal versucht anzurufen.»

«Aber du kannst doch nichts dafür, wenn das Tram nicht fährt. Willst du einen Schokoriegel?»

Max schüttelte den Kopf. «Anzeigetafel schwarz, nirgends ein Troubleshooter, keine Durchsage, was ist hier eigentlich los?»

«Nichts ist los hier», sagte Edi.

«Soll ich dir auch noch eine Geschichte für dein Projekt erzählen?»

Max sah Jule unwillig an. «Wenn du meinst, dass das was bringt?»

«Ich bin noch nicht so lange in der Stadt. Es war an meinem zweiten Tag. Ich sass im Bus auf der vordersten Bank mit freier Sicht auf den Verkehr. Vor uns ein Velofahrer, auf seinem Gepäckträger ein Blumenstraus, der war so gross», Jule streckte beide Arme aus. «Und bunt wie ein Papagei. Ich staunte über seine Fahrradkunst, mit so einem Ding überhaupt strampeln zu können. Und eben in diesem Moment hielt der Bus, und vom Fahrer unbemerkt fiel der Strauss auf die Strasse. Ich sprang aus dem Bus, packte den Strauss. Der Busfahrer, erst etwas erstaunt, begriff dann, und als wir auf der Höhe des Velofahrers waren, begann er zu hupen. Es dauerte eine Weile, bis der Velofahrer reagierte. Ich winkte mit den Blumen, der Velofahrer sah mich verwundert an, dann kapierte er und fuhr dem Bus nach. An der nächsten Haltestelle übergab ich ihm dann den Strauss.»

«Eine nette Geschichte. Gab es eine Fortsetzung?»

«Die besten Geschichten sind die mit offenem Ende. Oder die, die nie enden.»

Zum ersten Mal lächelte Max.

Manchmal braucht bloss das Tram nicht zu kommen, und alles verändert sich.

Vielleicht ist die Idee mit den Geschichten doch nicht so absurd, ging es Max durch den Kopf. Vögel, Eva und Blumensträusse, klingt ja wie im Paradies.

«Was machen wir jetzt?» Edi war aufgestanden.

«Wir stellen uns einen Tag vor, an dem weder Tram noch Bus, noch Bahn fahren», sagte Max.

Jule sah ihn verdutzt an. Was ist mit dem jetzt plötzlich los?

«Täglich sind 900 000 Menschen mit öffentlichen Verkehrsmitteln unterwegs. Was würde passieren, wenn die alle stillstehen würden?» Er sah Jule herausfordernd an und sprach weiter. «Ein Skandal wäre das. Verpasste Termine und geplatze Projekte, Verspätungsmeldungen, verärgerte Arbeitgeber, jubelnde Schüler, rennende Menschen, fluchende Menschen, verstimmte Menschen – es wäre das totale Chaos.»

«Ich würde auf den Roller umsteigen», unterbrach ihn Jule.

«Genau. Rasende Roller, verwegene Skateboarder, stürmische Fahrradfahrer, verstopfte Strassen, Gehupe, Zusammenbruch der Taxizentrale, Verkehrscrash.»

Max hob den Kopf Richtung Himmel: «Und dann die ersten Helikopter.»

Auch Jule sah in den Himmel, dann sagte sie: «Der perfekte Moment für das Haltestellenprojekt.»

Sie lächelte Max zu, Max lächelte zurück.

Edi sah die beiden verwundert an: «Wovon redet ihr denn?»

Längst waren Jule, Max und Edi nicht mehr allein auf der Haltestelleninsel. Immer mehr Menschen warteten mit ihnen. Standen bewegungslos da. Rauchten. Schauten grimmig. Fluchten. Einige redeten miteinander. Blättern in einem Buch oder in einer Zeitung. Hatten Kopfhörer auf. Schauten auf das Handy. Telefonierten. Warteten.

«Da kommt es ja endlich.» Edi war aufgestanden und schwenkte den Stock. Er gab Max und Jule die Hand und stieg mühsam ins Tram, ohne sich nochmals umzudrehen.

«Meins kommt auch», sagte Jule, und zu Max gewandt: «Die Alternative wolltest du doch noch hören. *Stellen Sie sich vor, Sie stehen an der Haltestelle, und es kommt kein Tram ...*»

Mit einem Satz sprang Jule in den Wagen, blickte rasch noch mal zu Max und sah: Er lächelte – und nickte.



# UNTERWEGS

— Anna Hitz —



Die ersten Sonnenstrahlen stehen sich durch die Jalousien, berühren mein Augenlid, und es springt auf. Ich strecke mein linkes Bein, mein rechtes Bein und schliesslich den ganzen Rücken. Dann mache ich einen Satz und lande auf dem weichen, warmen Bett. Meine Nase folgt dem salzigen Geruch bis an ein Ohr, das die Sonnenstrahlen schon fast erreicht haben, und um ihnen die Arbeit abzunehmen, strecke ich meine Zunge weit heraus und stecke sie in das Ohr. Es dauert ein, zwei Sekunden, bis eine Hand unter der Decke hervorkommt und meinen Kopf beiseiteschiebt. Ich lege mich, so nah es geht, an die Seite meines Menschen, dessen Hand mir ganz leicht über Kopf und Hals bis zum Rücken wandert. Dann liegt er still, und ich höre an seinen Atemzügen, dass er wieder schläft. Bis das Radio neben dem Bett angeht und jemand, der nicht da ist, singt: «You ain't nothin' but a hound dog, cryin' all the time.» Mir gefällt das Lied so gut, dass ich meinen Kopf hebe und mitbelle. Nicht zu laut, aber schon so, dass es Spass macht. Und mein Mensch sagt: «Still, Vitus, still.» Und ich springe auf und lecke ihm über das Gesicht, bis er sich die Decke über den Kopf zieht.

Als er die Decke wieder wegzieht, belle ich, und zwar vor der Tür. Nicht wegen der Stimme im Radio, die jetzt «Oops, I did it again» singt, sondern weil die Sonne scheint und weil meine Blase drückt.

Während also mein Mensch, langsam wie die Schnecken, die an Regentagen über den Asphalt kriechen, ein Bein nach dem anderen in seine Hosen steckt, laufe ich rasch, rasch, rasch zu ihm hin und wieder zur Tür und hoffe, dass er endlich in die Gänge kommt. «Gli, Vitus, gli», sagt er und gähnt und geht zur Toilette.

Endlich nimmt er die Leine in die Hand, und wir gehen durch die Tür, den Flur, noch eine Tür, vorbei an Briefkästen, über Tramgleise und einen Fussgängerstreifen zu einer Wiese.

Jetzt habe ich es nicht mehr so eilig, denn die Wiese riecht nach anderen Hunden und der rot gestreiften Nachbarskatze, die mich immer auslacht, weil ihre Menschen nach ihrer Pfeife tanzen und ich nach der meines Menschen. «Noch immer nichts dazugelernt, Vitus», lacht sie. Ich bleibe würdevoll und sage, dass ich es nicht nötig habe, jemanden herumzudirigieren. Worauf sie wieder lacht: «Dir fehlt einfach der Grips dazu.» Da werde ich wütend und, ohne zu denken, springe ich ihr schnell, schnell, schnell hinterher, bis sie auf einem Baum sitzt und mich anfaucht, wie sie da wieder runterkommen soll. Erst dann höre ich weit, weit, weit weg die Stimme meines Menschen. Ich sage der roten Katze, dass sie froh sein soll, dass ich nicht auf Bäume klettern kann, und renne schnell, schnell, schnell zu meinem Menschen zurück.

Da rieche ich kalte Pizza in einer käseverklebten Kartonpackung, und es zieht meine Nase zu dem Duft. Doch mein Mensch hält dagegen, und das Halsband drückt sich in meinen Hals. Ich seufze, weil es keine Pizza zum Frühstück gibt, und mein Mensch sagt: «Chumm, Vitus, chumm.»

Also trotte ich hinter ihm her und schaue neidisch zu den Spatzen zurück, die Krümel von vertrockneten Pizzakanten aufpicken und in ihre weichen, braunen Federbäuche schlucken.

Wir laufen entlang an Maschendrahtzäunen, hinter denen das Tram vorbeifährt und vor denen halb aufgeweichte Döner liegen, die vor sich hin duften, bis ein Spatz oder eine Amsel sie findet. Mein Magen knurrt bei ihrem Anblick, aber mein Mensch sagt: «Nei, Vitus, nei.» So gehen wir an grünen Hecken entlang, die sich mit Häuserwänden abwechseln, die

nach Kinderhänden und Quartierhunden und Katzenliebeleien und Bierpfützen und Vormittagssonne duften.

Und die Bäckerei duftet nach frisch gebackenem Brot. Ich und mein Mensch spiegeln uns in ihren Scheiben, die bis auf den Boden reichen. So verliere ich meinen Menschen nicht aus den Augen, der hineingeht, während ich draussen warten muss.

Ich drücke meine Nase an der Scheibe platt und schaue, schaue, schaue ganz genau, dass er nicht ohne mich weggeht. Wenn er herauskommt, hält er ein Schokoladencroissant in der einen und einen Milchkaffee in der anderen Hand, und ich springe an ihm hoch, weil er wieder da ist und weil er mich nicht vergessen hat. Etwas Kaffee landet auf meiner Nase, und er sagt: «Ruhig, Vitus, ruhig.» Dann stellt er den Kaffee auf einen Tisch und bindet mich wieder los, und wir laufen weiter an Häuserwänden und Blättern vorbei, und zurück bleibt nur ein klebriger Abdruck auf der glänzenden Scheibe.

Bei einer Haltestelle bleiben wir stehen und warten. Was nicht lange dauert, weil ein Mensch kommt und sich neben mich stellt und mir seine weiche Hand hinhält wie einen seltenen Leckerbissen. Ich schnuppere daran, und er kraut mich hinter den Ohren und sagt: «Lueg, Lisa, da isch e liebe Wauwau.» Dann patschen zwei Kinderhände über mein Fell, um gleich wieder wie raschelnde Mäuse hinter Erwachsenenhosenbeinen zu verschwinden.

Dann kommt das Tram, und wir steigen ein, bleiben aber ganz hinten stehen. Mein Mensch, angelehnt an einen Kasten, ich an sein Bein. Das Tram hält wieder, und wir steigen aus, und ich freue mich wie verrückt. Denn jetzt gehen wir dahin, wo es keinen Maschendrahtzaun gibt und wo die Hecken weniger werden. Die Häuserwände verschwinden, und unter meinen Pfoten verwandelt sich der Asphalt zu Kies, zu Gras, zu Moos, zu Wurzeln, zu Erde.

Der Himmel öffnet sich vor mir, und ich schliesse die Augen halb und atme tief ein. Rieche den Wind, der über das Feld und mich hinwegweht und die Frisur so verwegen macht und duftet, duftet, duftet: nach Stadt und Sand und Menschen und Rehen und verwesendem Laub und frischen Knospen und Kühen und Kälbern und einem Fuchs, der in seinem Loch darauf wartet, dass die Nacht hereinbricht und der Wald nicht mehr den Menschen gehört.

Mein Mensch macht die Leine los und sagt: «Bist brav, Vitus.»

Ich stecke die Nase ins Gras, sauge den Duft der Erde ein und finde eine Stelle, die nach Dachs riecht, und ich lasse mich fallen in den schweren Geruch und rolle, rolle, rolle mich, bis das Fell hinter meinen Ohren nach der Dachsfrühlingserde duftet und ich meinen Menschen wieder höre, der ruft: «Nei, Vitus, nei.» Ich stehe auf, schüttele mich und laufe über nasskaltes Moos und Wurzeln, die mir ein Bein stellen, bis ich bei meinem Menschen bin, und ich reibe mich an seinem Bein, um zu sagen: «Schau, Vitus ist da.» Da wird sein strenges Gesicht ganz weich, und er lacht und streicht mir über den Kopf und sagt: «Gump, Vitus, gump», und ich springe auf einen umgefallenen Baumstamm, und mein Mensch reisst ein Stück von seinem Schokoladencroissant ab, und ich schlinge es hinunter.

Mit Matsch an den Pfoten und dem Duft von Eichhörnchen und Füchsen in der Nase verlassen wir den Wald und die Wiese und gehen rasch, rasch, rasch nach Hause. Denn jetzt hat es mein Mensch eilig. Ich bekomme mein Frühstück, während mein Mensch sich umzieht. Müde und zufrieden lege ich mich in mein Bettchen und schliesse die Augen, aber mein Mensch sagt: «Chumm, Vitus, chumm.» Also strecke ich mich, um die Glieder in Schwung zu bekommen, und er sagt:

«Los, Vitus, los jetzt.» Schnell, schnell, schnell gehen wir zu der Tramstation, und mein Mensch atmet aus, weil das Tram noch nicht da ist. Ein anderer Mensch bleibt atemlos hinter uns stehen, aber mit genug Atem, um hin- und herlaufend auf ein Gerät an seinem Ohr einzureden. Mein Mensch wechselt unruhig seine Tasche von einer Hand in die andere, und ich folge ihm zu einem bestimmten Punkt, von dem er meint, dass sich gerade hier eine der vielen blauen Türen öffnen wird. Meistens hat mein Mensch recht, und ich springe mit einem Satz über die drei Stufen hinein. Doch heute überschätzt er sich, und wir müssen, müssen, müssen dorthin kommen, wo noch eine Tür offen ist.

Mein Mensch setzt sich neben einen anderen Menschen, und ich setze mich dicht an sein langes Bein, eingepackt in nach ihm und Waschmittel duftende Hosen, und warte darauf, dass er mich hinter den Ohren krault und seine Hand wieder weich wird.

Hinter uns setzt sich der Mensch von der Haltestelle und redet noch immer mit seinem Gerät und tanzt gleichzeitig mit den Füßen Polka. Auch mein Mensch nimmt sein Gerät hervor, drückt darauf herum und vergisst dabei, mich zu streicheln, weshalb ich ihm den Kopf auf den Schoss lege, damit seine Hand wieder zurückwandert zu der Stelle hinter meinem Ohr. Das tut sie auch, und ich bleibe dicht an seinem duftenden Bein, schliesse meine Augen halb und höre dem Rattern der Tramräder zu, bis mir der Kopf zu schwer wird und ich mich auf den schwarzen Kunststoffboden lege. Hier kann ich alles sehen, was im Tram geschieht: Schuhe, die es betreten, sich vor uns hinstellen und sich erst wieder bewegen, wenn der dazugehörige Mensch sich entscheidet, das Tram zu verlassen. Andere Schuhe kommen nicht zur Ruhe. Zucken auf und ab. Wippen hierhin und dorthin oder hängen an Beinen in der Luft. Schuhe kommen auf uns zu,

gehen an uns vorbei, und jetzt bleiben zwei vor uns stehen, während eine Stimme von oben sagt: «Billettkontrolle.» Da steht ein Mensch mit Schnauz, und seine Hand nähert sich meiner Nase, und ich schnuppere daran. Sie riecht nach Brot und Butter und Schinken, und das riecht so gut, dass ich mit dem Schwanz wedle, und er schmunzelt und sagt: «De merkt, dass i Hünd gern han.» Und seine haarige Hand wandert über meinen Kopf, zerzaust mir das Fell. Erst danach fragt er meinen Menschen, ob er denn auch dabei hat, was alle Menschen dabei haben müssen, wenn jemand im Tram «Billettkontrolle» sagt.

Er geht weiter, und ein Duft von Schweiss dringt plötzlich in meine Nase. Der Mensch hinter uns hat aufgehört zu reden, dafür zieht er sein Portemonnaie hervor, das er immer und immer wieder durchsucht. Dann lächelt er und tut so, als täte es ihm leid, obwohl ich seinen Ärger darüber rieche, was der Mensch mit Schnauz sagt, und gemeinsam steigen sie bei der nächsten Station aus.

Dort steigt eine Mischung aus Spazierstock und Meerschwein mit seinem Menschen ein. Ich rieche, dass es ein Hund ist, aber er ist so klein, dass er in eine Tasche passt, die sein Mensch sich auf dem Schoss platziert. Als der Mensch nicht hinsieht, streckt er mir die Zunge raus, denn er liegt weich und warm.

«Verwöhnter Bengel», sage ich.

Er grinst.

«Warte, bis wir aussteigen, dann bringe ich dir Manieren bei!»

Mein Mensch sagt: «Heb d'Schnorre, Vitus, heb eifach d'Schnorre.» Der Mensch mit dem Meerschweinhund rümpft die Nase und streichelt den Zwerg, weil er ja nicht gebellt hat.

Wir verlassen das Tram. Ich in einem Satz. Mein Mensch nimmt jeden Tritt einzeln. Hinter uns schliesst sich die Tür,

und wir stehen in der Sonne. Es duftet nach Äpfeln und Birnen und Orangen und Bananen und Salat und Tomaten und Artischocken, die in grossen grünen Kunststoffbehältern auf der Strasse stehen. Und nach einer Botschaft von dem kleinen weissen Hund aus dem Friseursalon, der so seltsam riecht. Meine Nase wandert wie von selbst in die Höhe, und mein Bein folgt ihr, aber mein Mensch sagt: «Lass das, Vitus, lass das», und zieht meine Leine und mich rasch weiter. Also folge ich ihm um eine Ecke, kleinen Mauern entlang, aus denen sich Grasbüschel und winzige Blumen stehlen. Hier lässt mich mein Mensch riechen: an den Spuren von Erde auf dem Asphalt und den verblässenden Botschaften anderer Hunde, die davon erzählen, wie stark oder alleine oder hübsch sie sind.

Wir gehen eine Treppe hinab, über Pflastersteine, bis Kies meine Ballen spreizt. Hier nimmt mir mein Mensch die Leine ab und lässt mich Blumen, Büsche und Bäume untersuchen, während er mit einem anderen Menschen spricht. Da beisse ich ins Gras und finde heraus, welcher Halm süss und welcher bitter schmeckt. Als ich genug habe, setze ich mich, strecke die Nase in die Luft und ziehe den Duft ein. Den Duft von Asphalt, von Reifen, von eiligen, frohen und nachdenklichen Menschen, von Kindern, die schreiend über eine Strasse rennen, von Katzen, die gefüttert werden, von Spatzen, die sich um Brotkrümel streiten.

Während ich die Stadt einatme, kommt ein anderer Hund und ruft: «He, hast du an diesem Busch schon gerochen? Das war der Fuchs, wetten?» Und ich trotte langsam hinüber, ganz uninteressiert, und rieche an dem Busch. Er hat recht, und aufgeregt suchen wir nach weiteren Spuren. Aber wir finden keine, und schliesslich sage ich: «Der ist wie vom Erdboden verschluckt.»

«Das ist es», sagt der andere, «lass uns nachschauen.»



Also graben wir und beissen in die saftige Erde und hören nicht, wie unsere Menschen uns rufen, bis sie neben uns stehen, uns rasch die Leine anhängen und schnell mit verstohlenen Blicken davonziehen.

Wir gehen zurück zum Kiesplatz und betreten ein gelbes Haus. Ich gehe zu meinem Bett und rolle mich zusammen. So liege ich unter dem Tisch von meinem Menschen, stundenlang sitzt er dort, während seine Finger einen klackenden Spinnentanz aufführen. Dabei fällt mir erst das eine, dann das andere Auge zu, und ich träume vom Fuchs, der knapp unter der Erdkruste auf mich wartet. Und ich grabe, grabe, grabe, um ihn am Schwanz zu packen. Und gerade als ich ihn zu fassen bekomme, wird er zum Mond und steigt über den Himmel davon. Ich rufe ihm hinterher: «Das ist nicht fair.» Da dreht er sich um, grinst und streckt mir die Zunge heraus.

Da springen meine Augen auf, und ich lausche, aber es ist still, und auch die Beine meines Menschen sind nicht, wo sie sein sollten.

Also stehe ich auf und folge seiner Spur zu einem Menschen mit langen Haaren, der nur schwach nach sich selber riecht, dafür stark nach Blumengarten im Frühling. Er sitzt an seinem Tisch, und seine Finger tanzen den Spinnentanz, aber als er mich sieht, ruft er: «Chumm, Vitus, chumm.» Dann werde ich mit langen, weichen Fingern nicht nur hinter den Ohren, sondern auch am Bauch gekrault.

In einem anderen Zimmer spricht ein anderer Mensch mit einem Gerät, doch als ich eintrete, nimmt er einen weichen Ball aus der Schublade und lässt ihn über den Teppichboden rollen. Da kann ich nicht anders, als schnell, schnell, schnell hinter dem Ball herzurennen und meine Zähne in die Aushaut zu graben, die weich in sich zusammensinkt. Ein

Knurren dringt aus meiner Kehle, und mein Schwanz bewegt sich von selbst.

Nicht ganz so schnell bringe ich den Ball zurück, damit er ihn wirft, wirft, wirft, bis ein anderer Mensch kommt und mit dem Ball werfenden Menschen spricht. Der legt den Ball wieder in seine Schublade, und ich lege mich unter den Tisch und seufze.

Hier findet mich mein Mensch und sagt: «Zeit fürs Zmittag-esse, Vitus.» Ich öffne ein Auge, bleibe aber liegen, bis mein Mensch wirklich mit niemandem mehr redet. Wir gehen hinaus in die Sonne, über den Kies, über die Pflastersteine, über den Asphalt, bis zu der Stelle, wo wir in das Tram einsteigen.

Es sind schon viele junge Menschen darin, die durcheinanderreden und rasch, rasch, rasch ihre Hände bewegen, und manche tanzen auch hier den Spinnentanz auf Geräten auf ihren Knien. Sie riechen nach Schweiß und Aufregung und kaltem Rauch und Blumengarten. Sie haben Bücher dabei, die den Schweiß und das Fett ihrer und anderer Finger an sich tragen, und in ihren Taschen sind Brot und Salami und Käse und Nüsse und Karotten und Schokolade drin. Das riecht so gut, dass ich gleich wieder hungrig werde und meine Nase in eine der Taschen stecke, bis ich das Halsband fest an meinem Hals fühle und mein Mensch sagt: «Nei, Vitus, nei.»

Zwischen Kinderwagen und Aktentaschen steigen wir aus und gehen an knisternden Einkaufstaschen und raschelnden Sporttaschen vorbei, über Schienen zu einem Verkaufsstand, wo mein Mensch warmes Brot mit Schinken und Ei und Käse und Salat mitnimmt. Von da gehen wir zum Fluss, vorbei an Menschen, die sitzen und essen und reden und lachen und trinken. Vorbei an Spatzen, die Essensreste von Tischen stehen. Vorbei an Enten und Schwänen, die im Wasser ihre Hälsen nach Brotstücken recken. Ich springe auf die Steinmauer und

rufe: «Fliegt, ihr faulen Vögel, fliegt.» Aber die Schwäne lachen nur, während die Enten schnattern: «Trau dich doch.» Und meine Muskeln spannen sich, aber mein Fell sträubt sich, und ich rufe: «Passt auf, ich komme und hole euch.»

Doch da höre ich meinen Menschen, und ich laufe schnell, schnell, schnell vorbei an anderen Menschen, die ebenfalls rennen oder gehen oder dastehen und sich tief in die Augen schauen oder streiten, zu meinem Menschen hin. Und er sagt: «Brav, Vitus, brav», reißt ein Stück von seinem mit Schinken und Käse und Ei belegten Brot ab und wirft es mir zu, und ich fange es in der Luft, und ich freue mich so sehr darüber wie über die Sonne auf meinem Fell.

Wir sind wieder im Büro, mein Mensch an seinem Tisch und ich in meinem Bett. Als eine Weile niemand kommt, um mit ihm zu reden, sein Gerät nicht klingelt und seine Hände keinen Spinnentanz aufführen, schaue ich auf und sehe, dass er einfach nur dasitzt, die Hände hinter dem Kopf, und nach oben schaut, wo der Himmel sein sollte. Da setze ich mich auf und lege meinen Kopf auf sein Knie und warte still, bis seine warmen Spinnenfinger über meinen Kopf streichen.

Als es dunkel wird, steht er auf, holt seine Jacke und meine Leine. «Gnueg für hüt.» Ich schaue, ob er noch mit jemandem redet, aber da ist niemand mehr, also stehe ich auf und folge ihm hinaus auf den Kiesplatz, drehe eine Runde auf der Wiese, die still daliegt unter Sternen und Strassenlaternen.

Ich schaue nach, ob der Fuchs zurück ist von seiner Himmelsreise, doch da ruft mich mein Mensch, und ich komme ja, komme ja, komme ja gleich. Er legt mir die Leine an, und wir gehen über Kies und Pflastersteine und Asphalt, aber nicht zur Haltestelle, und mein Mensch sagt: «Mir gönd zwei Statione.»

Also laufen wir. Vorbei an Menschen und Mauern und Zäunen und Hecken, wo die Spatzen jetzt schlafen und die Botschaften anderer Hunde verblassen, während ein Tram nach dem anderen hell erleuchtet an uns vorbeirollt und einen Geruch von Eisen zurücklässt.

Wir gehen bis zu einem hellroten Haus, aus dem uns der Duft nach gebratener Leber und Kartoffeln mit Milch und Hühnchen im Ofen und Würsten entgegenweht und mich daran erinnert, dass mein Bauch ganz leer ist. Ich darf mit hinein, und mein Mensch setzt sich zwischen Tischen und Menschen an einen Platz und ich mich daneben. Da höre ich ein Knurren und sehe zwischen Schuhen und Tischbeinen hindurch einen anderen Hund, der schläft. Wieder knurrt es, und ich schaue zu meinem Menschen, aber der ist mit Papieren beschäftigt. Ein anderer Mensch kommt, der nach Pommes frites und Kalbsleber und Brot und Apfelsaft duftet, und ich merke, dass es mein Magen ist, der knurrt. Mein Mensch redet mit dem gut riechenden Menschen, und der geht wieder, und mein Mensch steht auf und holt eine Zeitung von der Wand, breitet sie vor sich aus und sieht sie lange an, so wie ich ein Mäuseloch. Und wie mein Mensch Mäuselöcher nicht versteht, verstehe ich seine Papiere nicht.

Ich schliesse ein Auge und versuche, das Loch in meinem Magen zu vergessen, bis der duftende Mensch wieder kommt und etwas vor meinem Menschen auf den Tisch stellt. Der Duft von Brot breitet sich aus. Vor mich stellt er eine Schüssel. Neugierig schaue ich hinein, aber Durst habe ich keinen.

Seufzend lege ich mich wieder auf das Loch in meinem Bauch und sehe den Schuhen zu, die eilig an mir vorbeigehen. Manchmal drehen sie sich auf der Stelle, manchmal setzt sich ein Schuh vor den anderen und wieder zurück, manche stellen sich auf die Zehenspitzen, andere stehen still, bis der duftende Mensch kommt und sie ihm zu einem Tisch folgen.

Und jetzt kommt er wieder mit einem Teller, dessen süßer Duft nach Nudeln und Rahm und Kalbfleisch meine Nase in die Höhe zieht, und stellt ihn auf unseren Tisch. Mein Mensch sagt etwas, und der gut duftende Mensch lacht, dann zeigt er auf mich, und mein Mensch lacht ebenfalls und nickt. Wenig später kommt der duftende Mensch mit einer Schüssel zurück und stellt sie klackend auf den Boden. Ich hebe den Kopf, denn der Geruch von warmen Kartoffeln und Milch und Schinken verfängt sich in meiner Nase, die in der Schüssel verschwindet.

Die Nachtluft ist erfüllt von Abgas und Mondschein. Jetzt haben wir Platz im Tram, und ich strecke mich aus. Die wenigen Menschen riechen nach Müdigkeit und Schweiß und Essen und Bier und sitzen schweigend da und lassen sich durch die Dunkelheit tragen, bis die Türen an den richtigen Stellen aufgehen und ihre schweren, ihre leichten Schuhe sie hinaustragen in die Nacht.

Als wir bei unserer Station ankommen, steht mein Mensch auf, und ich folge ihm hinaus auf den Asphalt, der noch warm auf meine Pfoten wartet. Wir gehen an Maschendrahtzäunen und Spatzenhecken und an sich bräunenden Äpfeln entlang zu unserem Zuhause, das nach meinem Menschen und mir duftet und nach meinen Spielsachen, die ich über den ganzen Boden verstreut habe und die mein Mensch wieder in einem Korb auftürmt. Ich ziehe das Unterste hervor und trage es durch die Wohnung. Bis mein Mensch sich auf das Sofa setzt und in den Fernseher schaut, in dem sich viele Menschen und nur wenige Tiere bewegen. Da lasse ich mein Spielzeug fallen und springe neben ihn, lege meinen Kopf auf seinen Schoß und warte auf seine Hand hinter meinen Ohren.



A black and white photograph of a city street. In the foreground, a tram is blurred, moving from left to right. In the background, a church with two prominent towers is visible, along with other buildings and a street lamp. The sky is cloudy.

# SPUREN

———— Ruth Howald ————

Feiner Regen fiel mir in den Nacken. Ich nestelte die Kapuze aus dem Jackenkragen und zog sie mir über den Kopf. Kälte kroch mir in die Knochen, mein Atem machte kleine Dampfwolken. Ich zog meine Hände in die Pulloverärmel und den Kopf zwischen die Schultern, als könnte ich so Geborgenheit in mich hineinlocken. Erleichtert hörte ich den 6er heranrollen. Ungeduldig drückte ich den Türknopf und zog mich an der Metallstange ins Wageninnere. Als ich auf einem freien Platz in der Nähe der Tür sass, atmete ich auf. Die Wärme tat gut und meine Schultern entspannten sich. Ich war froh, dass die angelaufenen Fensterscheiben für einen Moment die graue Kälte aussperrten.

Seltsam, da waren Fussabdrücke von Tieren auf dem Boden. Eine Raubkatze vielleicht? Oder ein Wolf? Ganz schwarz, als wäre das Tier vor seiner Tramfahrt durch einen Kohlekel-ler getappt.

«Mama, schau da, ein Leu!» Ein Vierjähriger, der in seiner Daunenjacke aussah, als wäre er auf einer Polarexpedition, zeigte auf die Pfortenspuren.

Die Mama lächelte: «Glaubst du, da ist ein Löwe durchgelaufen?»

Der Sohnmännchen nickte heftig: «Der kommt von Afrika!»

«Und da hat er grad ein Tram genommen?»

«Ja, der ist müde, von Afrika bis hierher, weisst du!»

«Das ist natürlich ein weiter Weg, gell. Schau mal, da kann man einen Löwen zeichnen!» Die Mama strich mit dem Finger über das Fensterglas und malte ein grosses Katzensicht. Der Kleine kritzelte mit seinen Fingern wild darüber. «So, jetzt hat er eine lange Mähne!», krächte er.

Ich ertappte mich dabei, wie ich die beiden anstarrte, und blickte weg. Wenn Michelle nur näher wohnen würde. Ich stellte mir vor, wie ich mit den Kleinen Ausflüge unternehmen würde, einmal pro Woche, nicht zweimal im Jahr.



Ich streckte meine Beine und beugte sie wieder, meine Knie liessen mich heute gar nicht in Ruhe. Ich würde alles langsam angehen. An der Voltastrasse stieg die Mama mit dem Löwenkind aus. Ein alter Mann setzte sich mit einem Seufzer neben mich, stellte seinen Stock zwischen die Knie und brummelte, ohne aufzuschauen: «Dumme Gelenke. Dummer Regen. Dummes Alter.»

Ich konnte mir ein Lächeln nicht verkneifen. Seine Augenbrauen standen wie dürre Grasbüschel über seinen Augen. Ich stellte mir vor, wie sich der Tramlöwe darin versteckte. «Ja, dieses Wetter lockt sogar Raubtiere ins Tram», sagte ich. «Sehen Sie!»

Er blickte sich um und schüttelte entschieden den Kopf. «Ich sehe hier keine Raubtiere – ausser, Sie meinen die Banker da vorne.» Listig lächelnd drehte er sich zu mir und deutete zu einer Gruppe von Herren in Regenmänteln weiter vorne im Tram.

Ich lachte. «Ich meine die Spuren da am Boden. Schauen Sie, vielleicht ein Wolf oder ein Löwe?»

«Ach die!», nuschelte er. «Die hab ich natürlich schon beim Einsteigen gesehen. Originell, irgendwie – obwohl ich auf den Geruch verzichten könnte.»

Welcher Geruch?, wollte ich fragen, da stieg mir säuerliche Raubtierausdünstung in die Nase. Sie löste sofort Bilder von Zirkus und Zoo in mir aus. Gerade wollte ich ihm zustimmen, als ein markerschütterndes Brüllen ertönte, das mir das Herz bis zum Hals klopfen liess. Ich blickte mich um, konnte aber weit und breit keinen Urheber dieses Gebrülls entdecken, dafür hier und dort das erschreckte Gesicht eines anderen Fahrgastes.

«Jaja, heutzutage macht man halt mit allen Mitteln Werbung», kommentierte der alte Mann neben mir.

«Ein bisschen krass, finden Sie nicht? Der Geruch geht ja gerade noch, aber dieses Gebrüll?»

«Sie haben das Gebrüll gehört?» Anerkennung lag in seinem Blick.

«Das haben wohl alle, laut genug war es ja.»

Da sagte er mehr zu sich selbst als zu mir: «Wenn Sie sich da mal nicht täuschen ...»

Ich wusste nicht, was ich von der Sache halten sollte. Als Erklärung kam eigentlich nur ein Werbegag infrage, aber dann hätten es wirklich alle hören müssen. Nachdenklich sass ich da und beschloss dann, der Sache keine weitere Bedeutung beizumessen. Vielleicht hatte ich mir Geruch und Gebrüll einfach nur eingebildet. Und der alte Mann war wohl ein wenig närrisch, so was kam ja vor.

Auch der Alte schwieg. Am Toblerplatz verabschiedete er sich mit einem freundlichen Nicken.

Ich blieb sitzen. Mein Ziel war der Zoo, trotz des Regens, oder gerade deswegen, denn ansonsten würde ich den ganzen Tag zu Hause rummüffeln und Kurt in den Wahnsinn treiben. Ihm genügte die Zeitung, durch die er sich im Laufe eines Tages hindurchfrass wie die kleine Raupe Nimmersatt.

Die Pfortenspuren sah ich nie wieder. Aber als ich einige Tage nach meinem Zoobesuch nach dem Mittagessen mit zwei Freundinnen am Stauffacher umsteigen wollte, konnte ich nicht von meinem Sitz aufstehen. Nicht, weil mir das Kreuz wehtat – so wie Kurt, der deswegen bis zur Endstation und wieder zurück fahren musste –, nein, es war eher, als gäbe es tief in meinem Inneren noch eine andere Absicht als die, nach Hause zu gehen. Einen Plan B sozusagen, der sich bisher vor mir verborgen hatte.

An der Sihlstrasse versuchte ich es erneut, aber meine Beine gehorchten mir einfach nicht. Beunruhigt bewegte ich

die Füsse, dann streckte und beugte ich die Beine – alles wie immer. Warum ging dann das Aufstehen nicht?

Da fiel mir auf, dass weiter vorne im Tram ein Mann mit Rucksack unruhig auf seinem Sitz hin und her ruckelte. Ob auch er nicht von seinem Sitz wegkam?

Am Paradeplatz konnte ich dann problemlos aufstehen, setzte mich aber zu meinem Erstaunen, wie von unsichtbarer Hand geführt, gleich wieder hin. War das wieder so ein Werbegag der VBZ? War denn so etwas möglich?

Am Bürkliplatz setzten sich zwei Teenager auf die Bank vor mir.

«Mann, echt jetzt, Alter ...», sagte das Mädchen am Fenster.

«Immer noch nichts, Mann!» Sie starrte auf ihr Handy.

«Wetten, er hat schon eine andere?», giftete ihre Freundin, auch sie beschäftigt mit ihrem Telefon. «Wetten?»

«Vergiss es, er betet mich an, Alter, du bist bloss eifersüchtig!»

«Echt jetzt, kein Interesse ...», murmelte die am Fenster und wischte mit dem Daumen eifrig über ihr iPhone.

Wir hielten am Bellevue, und mein Sitz liess mich endlich frei. Erleichtert stieg ich aus und blickte dem Tram nach. Ob auch der Herr mit dem Rucksack bald befreit würde? Ich atmete tief durch. Langsam spazierte ich dem Seeufer entlang.

Ich war lange nicht hier gewesen, Kurt hasste den See, behauptete, er stinke nach rohem Fisch und verschlimmere sein Rheuma. Der Fischgeruch oder der See, was auch immer, ich diskutierte schon lange nicht mehr über solche Dinge mit ihm.

«Ah, frische Seeluft! Und dieses Licht, Nahrung für die Seele! Hat Sie auch das Tram hergebracht?» Die Brauen hüpfen über seinen Augen, in denen der ganze See zu liegen schien. War der Alte mit dem Stock etwa gerade mit mir ausgestiegen?

Lächelnd zuckte ich die Achseln. «Das könnte man so sagen, ja.»

«Soso», er schürzte die Lippen. «Und – kein Tiergebrüll heute?»

Ich schüttelte den Kopf. «Raubtierfreies Tram. Dafür jede Menge inspirierende Jugendsprache», ich grinste ihn an, «Alter.»

«Hehee! In der Tat inspirierend, Mann!», konterte er.

Er ging weiter, ich folgte ihm zögerlich; ich kannte ihn doch gar nicht. Und doch kam er mir fast vertraut vor. Er erzählte mir, er fahre täglich an den See. «Hier am Bellevue kann ich durchatmen, den Himmel hereinlassen, den See in mich aufnehmen, verstehen Sie?»

«Ja, der freie Blick tut gut – leider bin ich viel zu selten hier», erwiderte ich.

«Man entwickelt halt Routinen im Laufe eines Lebens», sinnierte er.

Ich schmunzelte. «Stimmt, aber als ich so jung war wie die», ich deutete in die Richtung, in die der zer weitergefahren war, «habe ich die Dinge mal so und mal anders gemacht.»

«Na, dann sind Sie heute eine Routinedurchbrecherin – ich gratuliere!»

Wir gingen noch eine Weile schweigend nebeneinander her, bevor wir umkehrten. Erst als wir zurück beim Bellevue waren, fasste ich Mut und stellte die Frage, die mir die ganze Zeit auf der Zunge gebrannt hatte:

«Sagen Sie, hatten Sie auch das Gefühl, der Tramsitz halte Sie fest bis zum See?»

Er warf mir einen verwunderten Blick zu. «Nicht doch, meine Liebe, wie wäre denn so etwas möglich?»

Ein 11er kam, und mit einem Kopfnicken, das fast wie eine kleine Verbeugung anmutete, verabschiedete er sich.

Das Gefühl, nicht von meinem Sitz aufstehen zu können, hatte ich nie mehr. Aber als ich ein paar Tage nach dem Spaziergang am See im 31er sass, stieg eine Dame ein, die einen königsblauen Mantel wie aus einem Märchen trug. Ich bewunderte aus der Ferne den flauschigen, aber doch festen Stoff, den puscheligen Kapuzenrand und die grosszügig geschnittenen Ärmel.

Gerade dachte ich, so einen Mantel sollte man haben, da stellte ich fest, dass ich exakt diesen blauen Mantel trug. Die Dame hingegen trug jetzt meine rote Regenjacke. Ich unterdrückte einen Juchzer und strich fasziniert über den Ärmel. Wie weich! Wie kuschelig das Gefühl im Nacken! Wie wunderbar neu der Stoff roch! Ich lächelte meinem Spiegelbild im Fenster zu, mein Gesicht das einer Königin.

Besorgt schaute ich nach der Dame. Sicher hatte sie die Verwechslung bemerkt und würde ihr königsblaues Prachtstück gleich zurückhaben wollen. Doch sie bewunderte gerade ihr eigenes Spiegelbild mit roter Regenjacke im Fenster.

Eine Frau mit einer dieser nun wieder modischen Jeansjacken, die mich an meinen ersten Freund erinnern, sass einige Sitze entfernt und sprach mit unterdrückter Stimme in ihr Handy. Sie hielt dabei ihre freie Hand vor den Mund wie eine Muschel. Rücksichtsvoll, fand ich, bis mein Blick auf ihre Schuhe fiel. Ein erschreckter Kontrollblick auf meine Füsse bestätigte es mir: Die Frau trug meine Winterstiefel – ich dafür rosa Pumps, die ganz und gar nicht zu meiner schwarzen Hose passten.

Oha! Hier musste man auf seine Garderobe aufpassen, wenn sie einem lieb war. Andererseits konnte man sich mit den Kleidungsstücken anderer eindecken. Ich sah mich um, tauschte meinen schwarzen Knirps gegen einen regenbogenfarbenen Schirm, musste mich aber von meinem gelben Baumwollschal trennen, der an eine Frau mit Hund ging, da-

für wurde ich zufriedene Besitzerin eines gepunkteten Seidenschals.

Kurt wäre entsetzt. Den Seidenschal würde er wohl noch durchgehen lassen, aber flauschige Mäntel und Pumps waren nicht sein Ding. Er war mehr der praktische Typ. Diese Einstellung erwartete er auch von mir.

Der Herr neben mir am Fenster wandte sich mir zu: «Da versucht jemand, Ihre Aufmerksamkeit zu erheischen.» Er setzte sich lächelnd meine Brille auf die Nase. Ich kniff die Augen zusammen und starrte in die Richtung seines Zeigefingers. Ohne meine Brille verwaberte die Welt um mich herum. Ein Fleck mit etwas Hellem obendrauf winkte in meine Richtung und kam so nah, bis die Nebelgestalt sich zu meiner Trambekanntschaft verdichtete.

«Hallohallo, wenn das nicht ‹Die Dame vom See› ist!», freute er sich und zwinkerte mir zu. Er trug einen ausladenden Damenstrohhut, von dem eine lange, violett eingefärbte Feder in die Höhe ragte.

«Ich hatte gehofft, Sie hier zu treffen. Sagen Sie ganz ehrlich und frei von der Leber weg: Wie steht mir dieses Modell?» Er strich an der Krempe des Huts entlang und drehte dabei den Kopf hin und her wie ein Pfau. Ich freute mich wirklich, ihn wiederzusehen, deshalb wollte ich ihm lieber nicht gestehen, was ich tatsächlich von seiner Hutwahl hielt.

«Ganz gut», antwortete ich, «den könnte auch eine Dame tragen!»

Er wackelte mit dem Kopf. «Na, das nehmen wir hier drin nicht so genau. Oh, Langstrasse! Da steige ich um. Wenn Sie mich bitte entschuldigen.» Er drückte auf den Halteknopf und stieg aus.

Nachdenklich streichelte ich den weichen Stoff meines Mantels. Was er wohl mit «wir hier drin» meinte? Seltsam war es schon, ich war ja heute losgezogen, um ein paar Klei-

der kaufen zu gehen. Es war, als hätte der Bus ... Ach Blödsinn, schalt ich mich, Busse und Trams sind doch nichts als grosse Maschinen. Die Tierspuren auf dem Weg zum Zoo, die überraschende Fahrt zum See und nun diese Kleidertauschbörse – Zufall. Solche Dinge passierten doch die ganze Zeit, oder? Und der Alte? Nein, so einen wie ihn hatte ich tatsächlich noch nie getroffen. Kurt war ganz anders. Realitätsbezogener, würde er sagen. Er vergeudete seine Zeit nicht mit Unsinn. Mit einem Hauch schlechten Gewissens musste ich mir eingestehen, dass ich hoffte, den Alten bald wiederzusehen.

Das Kleidertauschen in Bus oder Tram gelang mir danach nie mehr, so sehr ich es auch versuchte. Aber als ich ein paar Tage vor Weihnachten am Central in den 4er stieg, ich hatte eine grosse Plastiktüte mit Geschenken für die Kleinen dabei, stiegen hinter mir zwei Männer um die fünfzig ein.

«Grüezi mitenand, Billettkontrolle!»

Ach herrje! Obwohl ich noch nie in meinem Leben schwarzgefahren bin, werde ich jedes Mal nervös. «Lächerlich!», murmelte ich, während ich mein Portemonnaie hervorklaubte, «dabei habe ich ein Abo!»

Mit meinem Kärtchen in der Hand sass ich da und blickte auf den grossen Weihnachtsstern über dem Eingang eines Hotels.

«Ihr Billett bitte!» Erschrocken blickte ich hoch zu dem kurz gewachsenen Kontrolleur und dessen gewaltigem Schnauz. Ich streckte ihm mein Abo entgegen und fühlte mich wie ein beim Abschreiben erapptes Schulmädchen.

Der Kontrolleur nickte und wandte sich der Frau neben mir zu. Mein Portemonnaie fühlte sich überraschend leicht an, als ich das Kärtchen zurücksteckte. Ich stellte fest, dass das ganze Münzgeld weg war.

Ich schüttelte den Kopf. «Das ist ja seltsam», murmelte ich und öffnete noch einmal jedes Fach.

«Also so was!», hörte ich die Frau neben mir. Sie starrte in ihren Geldbeutel.

Ich schüttelte den Kopf. Viel Geld war es nicht gewesen, aber trotzdem: Wie hatte es sich so restlos in Luft auflösen können? Ich bemerkte, dass mich meine Nachbarin böse anblickte. Oje. Sie hatte offensichtlich schon einen Verdacht, wo sich ihr Münzgeld befinden könnte.

Entschuldigend hob ich die Schultern. «Hören Sie, meins ist auch weg», verteidigte ich mich.

«Ach ja?» Sie beugte sich zu mir und warf einen prüfenden Blick in mein Münzfach. Sah ich etwa wie eine Diebin aus? Die Frau setzte sich wieder gerade und starrte aus dem Fenster. Im Tram machte sich Unruhe breit. Ringsherum untersuchten die Fahrgäste ihre Geldbörsen, und manche wurden laut.

Das Tram klingelte und fuhr quietschend um die Kurve auf den Hauptbahnhof zu. Eine Stimme klang aus den Lautsprechern, und mein Herz tat einen Sprung. Ich kannte sie.

«Geschätzte Fahrgäste, im Namen der notleidenden Menschen in den Krisengebieten dieser Welt bedanke ich mich für Ihre grosszügigen Spenden. Die Sammeltrams sind noch während der ganzen Festtagszeit unterwegs. Sollten Sie es sich anders überlegen, bekommen Sie Ihre Münzen selbstverständlich beim Aussteigen erstattet. Drücken Sie dazu einfach den violetten Knopf bei den Türen, und Ihr Geld befindet sich wieder in Ihrem Portemonnaie. Wir wünschen Ihnen einen schönen Tag und entspannte Feiertage.»

«Ach, das ist jetzt aber mal eine lustige Sammelidee!», sagte ich zu der Frau neben mir. Sie sagte nichts. «Origineller als die ewigen Bettelbriefe auf jeden Fall», fügte ich noch hinzu, aber meine Nachbarin blieb stumm. Bevor sie am HB ausstieg, drückte sie den violetten Knopf.



Bis zum Dammweg machte mein Tramfreund die Ansage vor jedem Halt, und ich beobachtete vor und nach der Ansage, wie meine Mitfahrenden mit der Situation umgingen. Die meisten stiegen aus, ohne den violetten Knopf auch nur eines Blickes zu würdigen. Hin und wieder regte sich ein Fahrgast auf und drückte demonstrativ den Rückgabeknopf, einige wenige taten es verschämt. Insgesamt kam wohl ziemlich viel Geld zusammen, und ich freute mich.

Ich wäre gerne noch ein wenig sitzen geblieben, aber es war Zeit, das Abendessen vorzubereiten. Kurt ass gerne pünktlich.

Ich stieg ganz vorn aus. Mein Freund blickte über die Schulter des Tramchauffeurs, eine Hand am Mikrofon. Er trug heute Uniform mit Damenstrohhut. Meinen Gruss erwiderte er mit lebhaftem Winken. Das Tram setzte sich wieder in Bewegung. Während ich die Limmatstrasse entlangging, nahm ich mir vor, ihn bei der nächsten Gelegenheit endlich zu fragen, wer er war.

Ich erwischte in dieser Festtagszeit kein Sammeltram mehr. Aber ich fuhr jetzt anders Bus und Tram. Aufmerksamer. Bevor ich einstieg, schaute ich nach, wer in der Führerkabine sass. Drinnen achtete ich auf Besonderheiten. Mein neuer Freund war wie vom Erdboden verschluckt, es ereigneten sich keine überraschenden Dinge mehr. Ich fühlte mich ein wenig einsam.

Doch dann, Mitte März, als ich im überfüllten 13er mitten in einer Gruppe jugendlicher Skifahrer stand und hoffte, sie würden bald aussteigen, fiel mir eine alte Frau auf, die mit geschlossenen Augen dasass und vor sich hin summtete. Den Gedanken, dass sie ein wenig entrückt sei, liess ich fallen, als ich mich umblickte und hier und dort Fahrgäste sah, die selig in sich hineinhorchten. Einige summteten, andere nickten rhythmisch mit ihrem Kopf, und einer schien diskret ein Or-

chester zu dirigieren. Bei keinem konnte ich ein Kabel entdecken, das ins Ohr führen würde.

Etwa mein Tramfreund?

Mein Herz machte einen Hüpf, als ich ihn zwischen zwei Skitransportsäcken hindurch ganz hinten sitzen sah. Auch er hatte seine Augen geschlossen und seinen Kopf ans Fenster gelehnt.

Am Hauptbahnhof ergoss sich die ganze Schneesportgruppe auf das Trottoir und bewegte sich Richtung Unterführung. Ich ging nach hinten und setzte mich auf den freien Platz neben meinem Freund. Ich betrachtete sein friedliches Gesicht.

«Ah, da sind Sie ja!», sagte er und öffnete die Augen einen Spalt breit. «Hören Sie es?» Er summt leise eine Melodie. Sie kam mir vage bekannt vor, klassische Musik auf jeden Fall. Da erst fiel mir seine elegante Kleidung auf. Er öffnete die Augen ganz. «Sie müssen die Augen schliessen, es wird sonst von all den Geräuschen übertönt!» Er deutete rundherum ins Traminnere und legte seine Hand wieder in den Schoss.

So viele Fragen brannten mir auf der Zunge, aber ich liess mich von seinem Lächeln einfangen und schloss die Augen. Eine Weile hörte ich noch das Rattern des Trams, einige wenige Stimmen, das Rascheln einer Zeitung. Doch dann erklang aus dem Geräuschenebel, zuerst ganz leise, dann lauter, Musik, und ich erkannte sofort Tamino.

«Bezaubernd», hauchte ich.

«Ja, heute ist es die *Zauberflöte*», raunte er.

Wir sassen mit geschlossenen Augen da und horchten. Tamino wurde geprüft, Papageno kämpfte um seine Papagena, die Königin der Nacht liess ihren Sopran in schwindelerregende Höhen steigen, und Sarastros Bass hüllte mich in erdige Wärme.

Als ich die Augen öffnete, lächelte der alte Mann mich an. «Es ist jeden Tag anders, ich glaube, die Musik passt sich der persönlichen Stimmung an.»

Ich blickte nach draussen. Ich hatte keine Ahnung, wo wir waren, und es war mir egal. Ich blickte in seine Augen, die heute sturmgrau waren.

«Das ist alles wie Magie – wer sind Sie eigentlich?», fragte ich.

Er schmunzelte. «Es ist nicht wichtig, wer ich bin. Magie ist überall!», er machte eine ausladende Bewegung mit den Händen. «Man muss sich nur darauf einlassen. Und nun bitte ich Sie, mich zu entschuldigen, meine Haltestelle naht.»

Ich stand auf, liess ihn vorbei. Er drückte den Knopf. Während die Tür sich öffnete, drehte er sich noch einmal um und lächelte. Ich blickte ihm nach, als das Tram weiterfuhr. Er sah aus wie jeder andere alte Mann, der mit einem Stock in der Hand die Strasse entlangging.

«Du bist still», bemerkte Kurt beim Abendessen.

«Ja, ich denke nach», erwiderte ich, «ich versuche, etwas herauszufinden.»

«Und was wäre das? Vielleicht kann ich helfen.»

Ich blickte in sein mir so vertrautes Gesicht. Über die Jahre waren Falten dazugekommen, die Haare hatte sich gelichtet. In seinen haselnussbraunen Augen lagen nun dort Schatten, wo es früher spitzbübisch geblitzt hatte. Ich sah es gern, dieses Gesicht voller Spuren.

«Angelika?»

Ich atmete tief ein: «Unsere Ehe besteht nur noch aus Gewohnheiten. Fehlt dir denn nichts?»

Kurt schüttelte den Kopf. «Ich weiss nicht, was du meinst.» Er drehte sich zur Kommode und tastete nach der Zeitung.

«Du weisst, dass ich gern nach draussen gehe.» Ich legte meine Hand auf seine. Er senkte die Zeitung.

«Du gehst doch raus, jeden Tag!», erwiderte er.

«Ich vermisse dich.»

Er blickte mich verwundert an. «Du kannst doch ohne mich einkaufen gehen, wozu brauchst du mich denn da?»

«Wenn ich allein da draussen bin, denke ich manchmal an dich, und dann wünsche ich mir, deine Hand in meiner zu spüren. Lass uns morgen zum Milchbuck hinauffahren und einmal um den See spazieren. Danach setzen wir uns ins Neubühl. Du liest die Zeitung, und ich lese in meinem Buch.»

Kurt blickte mir länger in die Augen, als er es in den letzten zwanzig Jahren getan hatte. «Du willst also unseren Gewohnheiten eine neue hinzufügen. Würde das helfen zu finden, was du suchst?» Wie eine Sternschnuppe strich ein Anflug seines alten Schalks durch seine Augen.

«Es wäre ein Anfang», sagte ich.



# FÜNF HALTESTELLEN

— Nicole Anderhalden —

«Ist hier noch frei?»

Herrje, denke ich und nicke höflich. Noch fünf Haltestellen, dann muss ich raus. Es dämmt schon draussen, zu Hause muss ich sofort raus aus diesen nassen Kleidern. Ich frage mich, wie ich wohl rieche? Und was wohl die anderen Leute im Bus über mich denken? Na ja, kann so schlimm nicht sein, schliesslich hat sich meine neue junge Sitznachbarin ohne zu zögern neben mich gesetzt. Sie riecht gut, nach Vanille. Noch vier Haltestellen. So, jetzt schon mal bemerkbar machen. Am besten, ich krame in meiner Handtasche nach den Schlüsseln und nehme den Bildschirm mit den Haltestellen scharf ins Visier. Vielleicht noch eine SMS schreiben: Bin gleich da! Und dabei das Handy provokativ so vor mich hin strecken, dass es die Dame neben mir lesen kann. Noch drei Haltestellen. Tief durchatmen, du schaffst das. Zieh dir den Reisverschluss bis unters Kinn. Räuspurn, auf die Anzeige blicken, dann auf die Tür. Noch zwei Haltestellen. Meine Güte, stell dich nicht so an. Es ist doch ganz einfach, du tust das nicht zum ersten Mal. Einfach in den Bauch atmen und das Herz schlagen lassen. Margrith, lass es klopfen, es sagt nur Guten Tag. Hat dir dein Arzt schon hundert Mal gesagt. Noch eine Haltestelle. Mach die Tasche zu, streck dich. Signalisiere deiner Sitznachbarin, dass du aussteigen möchtest. Du bist doch wirklich alt genug. Hilfe, ich glaube, ich kann das nicht. Was, wenn sie mich nicht versteht? Oder nicht reagiert? Sie könnte Nein sagen und einfach sitzen bleiben. Was, wenn sie nur Spanisch spricht? Der Bus rollt weiter, jetzt ist es gleich so weit. Der Knopf! Margrith, drück den Knopf, und zwar so, dass es jeder sehen kann. Streck deinen Arm langsam nach vorn. Jetzt oder nie. Zeigefinger ausfahren. Ja, fast. Haha! Ich hab's getan, ich habe gedrückt! Nur noch eine Kurve, dann bin ich da. Mit meinem freundlichsten Lächeln werde ich gleich aufstehen, und die Dame wird zur Seite treten, um

mich aussteigen zu lassen. Oh nein. Nein! Das darf nicht wahr sein! Sie redet mit einem Herrn hinter ihr. Sie hat gar nicht bemerkt, dass ich gedrückt habe. Ihr ganzer Oberkörper ist diesem Mann zugewandt. Und jetzt? Ich will sie nicht unterbrechen, sie unterhalten sich doch so angeregt.

Ach, herrje. Meine Haltestelle zieht an mir vorüber.

\*

«Bitte von der Türe wegtreten.» Max könnte schreien. Verflixtes Gedränge. So viele Leute in diesem Bus, und alle nerven. Als wäre der Tag nicht schon schlimm genug gewesen, der Chef hat schon morgens vor der Kaffeepause herumgemault, und eine Kollegin hat ihm Extraarbeit aufgehalst. Er will nur noch nach Hause. Zu allem Übel muss er auch noch stehen. Am liebsten würde er einen Elektrozaun um sich errichten und jeden zum Ausweichen zwingen. Sein Nacken ist ganz steif, und er beisst sich auf die Zähne. So ein Kerl steht dicht vor ihm, bei jeder Bodenwelle streift sein feuchter Pelzkragen Max' Gesicht. Er versucht, nicht loszubrüllen, beherrscht sich und macht einen Schritt zur Seite. Da stösst er schon gegen zwei riesige Einkaufstaschen. Bei der nächsten Haltestelle drängen sich drei weitere Leute durch die Tür und schieben Max näher an die Scheibe. Er dreht sich um und betrachtet sein Spiegelbild. Als sein Blick an der Scheibe entlang weiter nach vorne wandert, sieht er den kleinen, roten Hammer. Ruhig hängt er da, allzeit bereit. Max mustert das Ding genau und ist fasziniert. Feuerrot, kraftvoll, etwas, das man hoffentlich nie in den Händen halten muss. Er haucht an die Fensterscheibe und zeichnet mit seinem Finger den Umriss des Nothammers ab. Da erkennt er das feuerrote Drachengesicht. Gleich daneben haucht er noch mal auf die Scheibe und malt den Umriss erneut, jetzt um 90 Grad auf die Seite gekippt. Der

Hammergriff wird zum Drachenmaul, und dort, wo die Kerben für die Finger sind, ragen plötzlich scharfe Zähne hervor. Der Drache hat ein dunkles, eckiges Auge und mittendrin eine etwas hellere, runde Iris. Als Hals ragt der Stahldorn aus dem feuerroten Körper des Drachens. Max schaut sich um. Viele Leute sind schon ausgestiegen, und die fünf Haltestellen bis zu seinem Ziel sind ebenfalls längst vorbeigezogen. Max stellt sich vor, wie der Drache in den hinteren Teil des Busses fliegt und direkt auf dem Kopf einer stehenden Frau landet. Mit seinem schwarzen Koffer würde der quasselnde alte Mann neben ihr versuchen, den Drachen zu verscheuchen. Besser, man lässt das Tier schlafen, denkt Max.

Abrupt bremst der Bus und holt ihn wieder in die Realität zurück. Neben Max steht plötzlich eine junge Frau und lächelt ihn mit feuerroten Lippen an.

\*

«Stört Sie mein Köfferchen?»

«Nein, nein, es hat ja genug Platz.»

«Wie weit müssen Sie?»

«Nicht weit.»

«Möchten Sie eine Geschichte hören, solange wir noch fahren?»

«Ist es eine gute Geschichte?»

«Natürlich. Und sie verkürzt die Zeit zwischen den nächsten fünf Haltestellen.»

«Wenn das so ist, bin ich ganz Ohr.»

«Ich bin Musiker, schon immer gewesen. Spiele Gitarre und Klavier. Mein liebstes Instrument ist allerdings das Schwyzerörgeli.»

«Und ich habe mich schon gefragt, was Sie da wohl dabei haben.»



«Sie werden es jetzt vielleicht nicht glauben, aber ich habe erst mit fünfzig Jahren damit begonnen.»

«Tatsächlich?»

«Und wissen Sie, wie ich darauf gekommen bin?»

«Wie denn?»

«Im Bus.»

«Hätte ich jetzt echt nicht gedacht.»

«Eines Tages stieg ich in meinen Bus, der ziemlich gut besetzt war, und weil ich meinen Gitarrenkoffer dabei hatte, platzierte ich mich hier in das Gelenk.»

«Das Gelenk?»

«So heisst das graue, bewegliche Mittelstück im Bus, funktioniert wie ein Knie, hält zwei lange Stücke zusammen.»

«Ach so.»

«Der Bus ist losgefahren, und bei jeder Kurve, die er nahm, rotierte die Drehscheibe am Boden nach links oder rechts.»

«Aha.»

«Um das Gleichgewicht nicht zu verlieren, trippelte ich über die Scheibe. Und die Falten des Gelenks strafften sich etwas auf der einen Seite und wurden auf der anderen zusammengepresst.»

«Mhm.»

«Bei einer sehr starken, seltsamen Linkskurve verbog sich das Gelenk dermassen, dass es mich auf einmal ganz umschloss.»

«Wie meinen Sie das?»

«Na, wie eine Decke, es wickelte mich sozusagen ein.»

«Das ist unmöglich.»

«Sie haben bloss noch nie eine so starke Linkskurve erlebt.»

«Und dann?»

«Ich habe natürlich versucht, die zusammengepresste Seite wieder glatt zu streichen.»

«Sie machen Witze.»

«Das ging natürlich nicht. Also dachte ich das allererste Mal an ein Schwyzerörgeli von innen.»

«Von innen?»

«Es braucht Luft und Druck. Da habe ich eingeatmet so tief ich konnte, mich an die ausgedehnte Seite des Gelenks gestellt und geblasen.»

«Und das hat geklappt?»

«Nur spärlich, ich bin kein Blasmusiker.»

«Die Kurve musste aber doch irgendwann zu Ende sein, nicht wahr?»

«Es war eine ziemlich lange Kurve. Aber als ich es noch mal versuchte und gleichzeitig an der glatten rechten Seite zog wie ein Stier, klappte es dann doch.»

«Soso.»

«Und nun stellen Sie sich vor, wie begeistert alle waren, von dem herrlichen Ton, den ich da hervorbrachte.»

«Das klingt verrückt.»

«Allerdings, verrückt gut.»

«Sorry, hier muss ich raus. Schönen Abend noch.»

«Achten Sie doch mal darauf, vielleicht hören Sie beim nächsten Mal auch die zauberhaften Töne des Busörgelis.»

\*

«Grüezi mitenand, Billettkontrolle.» Ich trete selbstbewusst in den Bus. Das ist wichtig, man muss nett, aber bestimmt auftreten, ein Lächeln auf den Lippen, aber streng sein. Mein Tag dauert schon lange und nähert sich dem Feierabend. Das ist die letzte Kontrolle für heute. Bis zur Endstation sind es noch fünf Haltestellen. Alle Billetts sachgemäss prüfen, und dann ab nach Hause. Ich wende mich zwei sitzenden Damen zu. Die eine am Fenster nestelt ziemlich nervös in ihrer Tasche

herum, die andere streckt mir ihren Swiss Pass fast in den Schnurrbart, als wäre er mein Lesegerät. Ich nicke, scanne und danke. Die Frau steht auf und verlässt den Bus. Ich drehe mich zu der anderen Dame. Sie hat ihren Reissverschluss bis unters Kinn gezogen. Etwas konfus wirkt sie und ziemlich durchnässt, aber sie sieht trotzdem freundlich und nett aus. Schöne Augen hat sie auch. Etwas zittrig zeigt sie mir ihr Billett. Es ist ein Kurzstreckenbillett und gilt nur für zwei Kilometer. Sie sitzt aber schon weit länger im Bus. Ich erkläre ihr den Sachverhalt und fordere sie höflich auf, den Bus mit mir zu verlassen. Sie erzählt mir, dass sie durchaus nach fünf Haltestellen gedrückt habe, ihre Sitznachbarin sie aber nicht rauslassen wollte und sie sich nicht getraut habe, nochmals darum zu bitten. Hätte die Frau den Platz frei gemacht, wäre sie sicher ausgestiegen. Allenfalls, nur um nicht auffällig zu sein oder komisch zu wirken, noch eine einzige Haltestelle weitergefahren, aber nur eine. Ich erkläre ihr, dass das keine Rolle spielt und sie ein Bussgeld bezahlen müsse. So sind nun mal die Regeln. Die Dame bittet mich, noch bis zur Endstation weiterfahren zu dürfen. Dort würde ihre Schwester sie abholen, und sie würde die Busse und das ganze Zonenbillett sofort bezahlen. Ihre feuchten Augen funkeln mich an. Das ist nicht regelkonform, ich weiss, aber ich genehmige es und setze mich neben sie. Scheu lächelt die Dame mich an. Aus meiner Bauchtasche nestle ich, ziemlich nervös, ein Taschentuch hervor und strecke es der hübschen Dame hin.

\*

«Der Bus kommt.» Anja rennt los und freut sich, dass sie ihn noch erwischt und die fünf Haltestellen nicht zu Fuss gehen muss. Völlig ausser Atem steigt sie durch die Vordertür ein. Die vorderste Sitzreihe ist noch frei. Sie setzt sich und schaut

aus dem Fenster. Es regnet schon seit dem frühen Morgen, und Anjas Schirm schlummert friedlich zu Hause in der Garderobe. Regentropfen rinnen den glatten Scheiben entlang. Sie wachsen im Schein der Strassenlaternen zu kleinen Bächen heran und jagen neu gebildete Wasserstrassen hinunter bis zum Ende der Scheibe. Dort entkommen sie der sichtbaren Welt und versickern. Anja steckt beide Hände unter ihre Beine, um sie aufzuwärmen, und spürt das etwas aufgeraute Sitzpolster. Gerne würde sie einige Tropfen mit dem Finger auffangen und vor dem Verschwinden retten. In der Fensterspiegelung kontrolliert sie die Kontur ihres feuerroten Lippenstiftes. Hinter sich hört sie, wie eine Frau ohne gültigen Fahrschein sich rausreden will, und dreht sich um. Gegenüber der zweiten Tür steht ein junger Mann und zeichnet mit dem Finger etwas an die Scheibe. Anja ist fasziniert und mustert ihn ganz genau. Ewig starrt sie über ihre Schulter, ertappt sich dabei und blickt wieder geradeaus. Was zeichnet er wohl so konzentriert? Immer wieder wandern ihre Augen nach links, und sie dreht kurz ihren Kopf nach hinten. Zwei Haltestellen später zeichnet er immer noch und hat sich keinen Millimeter bewegt. Der Bus nähert sich der Endstation, und Anja hält es nicht mehr auf dem Sitz. Sie steht auf, um hinten auszusteigen. Dabei kann sie vielleicht noch einen genaueren Blick auf den Mann und die Zeichnung erhaschen. Langsam wandert sie nach hinten und hangelt sich von Haltestange zu Haltestange. Neben dem Mann bleibt sie stehen und inspiziert die Zeichnung an der Scheibe – sieht aus wie ein Drache. Der Bus bremst abrupt, und beide erschrecken. Anja schaut dem jungen Mann ins Gesicht, und er lächelt und erklärt ihr ausführlich die Zeichnung. Anja ist froh, dass sie die Endstation noch nicht ganz erreicht haben.

\*

«Endstation.» Fünf Personen steigen aus einem Bus der VBZ.

Eine von ihnen ruft ihre Schwester an, berichtet von einem sympathischen Kontrolleur und teilt mit, dass sie doch noch nicht gleich abgeholt werden möchte.

Einer von ihnen erzählt von feuerroten Drachen und davon, dass sie eigentlich gar nicht so gefährlich sind, wie sie aussehen.

Ein weiterer setzt sich auf eine Bank, holt aus einem schwarzen Koffer ein Schwyzerörgeli hervor und beginnt zu spielen, während der Bus nach einer letzten, sehr starken Linkskurve aus dem Blickfeld verschwindet.

Der Vierte schaltet sein Scangerät an diesem Abend etwas früher aus als gewöhnlich und spannt seinen Regenschirm für eine hübsche, etwas konfuse Dame auf.

Und die Letzte stellt sich vor, wie sie auf einem feuerroten Drachen durch den Regen nach Hause fliegt.





MORNEMORGE  
FRÜEH

————— Nora Gautschi —————

Ein flamingofarbenes Kleid schwingt vorüber, am Arm ein Plastiksack, weissrot, jemand läutet die Tramglocke. Nicht umherschauen, Blick senken, hören. Im Rücken betrunkenes Nölen, Abgas in der Nase, Asphalt warm wie im Wohnzimmer. 21:43. Die sind seit Jahren betrunken. Einkaufszettel schreiben zur Tarnung. Bei Hornecker ist das Poulet 40%.

Hey, ombre! Scho lang nüm xe. Gopfertammi.

Die Kaugummis auf dem Asphalt ziehen Fäden. Wechselnde Reklamen, aus Salt wird Manor, wird H&M, müder Kinderwagen, braune Ledertaschen zum Tragen und zum Umhängen. Und ich sitze hier, als beginge ich ein Verbrechen. Als würde ich den Leuten ihren Moment stehlen. Flamingofarbene Hose, flamingofarbener Minirock. Unten Turnschuhe, oben ein Sandwich, steigt ins Tram und weg Richtung Hubertus. Es riecht nach rosa Kaugummi und Abgas. Noch vor Kurzem roch es hier schon morgens um acht nach Grillkohle. Doch der Sommer ist reif, die warmen Tage schichten sich aufeinander, da wird nicht mehr gegrillt. Rechts das Café Bauer. Blätterteig, Vanillecreme und Zuckerguss. Da holt man sich lieber einen Döner, vor allem, wenn der Nachwuchs mal wieder kräht.

Erschti Halbziit zwei-eis für Barcelona.

S tüürscht Spiil vo de Wält!

Pfeifen. Was ist der einfachste Buchstabe? Das frag nicht ich, das steht da auf einem Zettel, links an der Scheibe. Die Antwort fehlt. Vielleicht «I»? Google kennt auch keine Antwort. Bestimmt «I». De chunnt grad, de zer. De chunnt grad. De chunnt jetzt. Bisch mornemorge da?

Üüüü. Ääää. Zige!

Tram hält. Keiner steigt ein. Ich auch nicht.

Päsche! Mornemorge am achti.

Mornemorge frueh. Mues uf Schwamedinge.

An einer Männerbrust schläft ein Säugling. Die Reklame dreht. Albisriederplatz sponsored by H&M.





# DER AUFTRAG

— Nicole Berger —

### *Sonntagabend*

Daniel war wütend. Seine Frau schob die Angelegenheit seit einer Ewigkeit vor sich her. Sie sträubte sich immer noch, die Villa ihrer verstorbenen Tante zu entrümpeln. Gemäss ihren Erzählungen hatte Tante Frieda, die aufgedonnerte alte Kuh, ein gutes Händchen für Kunst gehabt. In ihrer Villa mussten Millionen liegen.

Er griff nach dem Flyer auf seinem Schreibtisch: *www.rent-a-putzfisch.com*. Er fand den Namen passend für sein Anliegen. Die kleinen putzigen Fische, die sich an der Scheibe festsaugten und die Abfälle wegputzten. Die Website gab nichts her. Die Firma hatte wohl keinen Gewerbeschein und schleuste wahrscheinlich die Einnahmen am Fiskus vorbei.

Es ärgerte ihn immer mehr, dass seine Frau über seine langen Arbeitszeiten nörgelte und jeden Abend um 20 Uhr im Büro anrief. Dabei war er ein Mann, der viel Freiraum brauchte. Es wurde immer schwieriger für ihn, die gestohlenen Stunden mit seiner Chefin zu geniessen. Seine Kollegen konnte er nicht um Rat fragen. Über die Liaison mit seiner Chefin wurde bereits getuschelt. Seine Beförderung stand bevor, da musste der Schein harmonischen Eheglücks gewahrt bleiben. Eine Scheidung kam nicht infrage. Seine Frau würde ihn schröpfen, denn vor lauter Verliebtheit hatte er einen Ehevertrag unterschrieben, der Julia die Hälfte seines Vermögens zusicherte. Darauf würde sie niemals verzichten. Leider hatte er bei seinen Börsengeschäften unglaubliches Pech gehabt und sich aus der Portokasse bedient. Ein unkluger Schachzug. Da kam ihm das Erbe seiner Frau gerade recht. Daniel listete ihre regelmässigen Termine auf, die vor allem aus Geldausgaben bestanden. Er beschloss, das Problem Ehefrau endgültig zu lösen.

Er schrieb eine E-Mail: «Sehr geehrte Putzfische. Es scheint, dass Sie mir bei einem Problem todsicher helfen können. Der

zu beseitigende Dreck befindet sich in meinem engsten Umfeld. Bitte lassen Sie mich wissen, ob wir zu einer Einigung kommen können. Ich zähle auf Ihre absolute Diskretion. Freundliche Grüsse.»

Kaum hatte er den Flyer ins Ablagefach gelegt, kam erstaunlicherweise bereits die Antwort:

«Sehr geehrter Auftraggeber. Bitte hinterlegen Sie den Vorschuss und ein Bild des Objekts in einem pinkfarbenen Kinderrucksack am Dienstag im Tram Nr. 17, das 16.18 Uhr vom Paradeplatz Richtung Albisgütli fährt. Stellen Sie die Tasche im zweiten Wagen, vordere Türe, neben den Dreiersitzen rechts unter dem Sitz ab. Tun Sie das unauffällig. Es könnte sein, dass besagter Sitz besetzt ist. Steigen Sie am Bahnhof Enge/Bederstrasse ohne Tasche aus. Anschliessend erhalten Sie weitere Instruktionen. Anbei die Geschäftsbedingungen. Freundliche Grüsse.»

### *Montag*

Julia sass an ihrem Computer. Sie musste unbedingt jemanden finden, der die geerbte Villa entrümpelte. Aufschieben ging nicht mehr, das hatte Daniel ihr gestern Abend deutlich gemacht. In letzter Zeit schien er gestresst. Sie schaute auf die Uhr: In einer Stunde würde Alida kommen. Julia ging durch die Zimmer und sah nach, ob Wäsche herumlag, die sie ihr mitgeben konnte. Im Arbeitszimmer ihres Mannes fiel ihr ein Flyer auf.

«Haben Sie ein Mordsproblem – brauchen Sie jemanden, der für Sie aufräumt und Dreck jeglicher Art effektiv und für immer beseitigt? Wir entsorgen todsicher alles, was Sie stört. Höchste Diskretion zugesichert. Melden Sie sich unter *info@rent-a-putzfish.com*.»

Ihr stieg die Galle hoch. War Daniel wirklich so unverfroren? Würde er nach den gestrigen Vorwürfen, sie sei zu

faul und würde die Entrümpelung unnötig hinauszögern, wirklich so offensichtlich den Flyer rumliegen lassen? Daniel wollte nicht verstehen, dass sich Julia nicht so einfach von der Villa trennen konnte. Sie erinnerte sich an die vielen schönen Sommer, die sie dort mit ihrer Tante Frieda verbracht hatte. Voller Leben und Abenteuer war die Villa damals für sie gewesen. Sie fürchtete, dass mit ihrem Verkauf all ihre Erinnerungen verloren gehen würden.

Sie gab sich einen Ruck und setzte sich an den Computer. Seltsam. Auf der Internetseite von *Rent-a-Putzfisch.com* gab es keine Referenzen. Und keine Telefonnummer zur Terminvereinbarung. Julia war sich nicht sicher, ob die Firma seriös war. Sie war zwar vor Tante Friedas Tod lange nicht bei ihr gewesen, doch sie kannte deren Sammelwut und war sich bewusst, dass eine lange Aufräumaktion bevorstand, bei der sie ihre manikürten Fingernägel nicht der Gefahr des Absplitters aussetzen wollte. Weil sie immer noch sauer auf Daniel war, schrieb sie eine E-Mail an *rent-a-Putzfish.com*. Während der Mittagszeit kam die Antwort:

«Sehr geehrte Auftraggeberin. Leider haben Sie in Ihrer Anfrage nicht mitgeteilt, welches Objekt es zu entsorgen gilt. Es wäre hilfreich, wenn Sie uns eine Fotografie Ihres Problems (inkl. Adresse) schicken könnten.»

Julia war erstaunt. Dachten die wirklich, sie würde zur Villa ihrer Tante fahren und ihnen eine Fotografie von dort schicken?

«Sehr geehrte Putzfische. Ich bin davon ausgegangen, dass Sie das Objekt VOR ORT begutachten und mir DANACH eine Offerte unterbreiten würden.»

«Sehr geehrte Auftraggeberin. Um uns vor unehrlichen Auftraggebern zu schützen, bitten wir Sie um einen Vorschuss von 10000 Franken sowie um ein Bild des Objekts. Bitte beachten Sie, dass der Auftrag nach Zahlung des Vorschusses nicht

rückgängig gemacht werden kann. Kontaktieren Sie uns dann nicht mehr. Wir übernehmen keine Haftung für unpräzise Angaben. Wir sind definitiv nicht an Mund-zu-Mund-Propaganda interessiert. Anbei Instruktionen sowie Orts- und Zeitangaben für morgen, Dienstag, wo Sie Vorschuss und Bild hinterlegen können.»

Julia musste leer schlucken. Die waren aber teuer. Mit so viel Geld hatte sie nicht gerechnet. Sie wusste ja noch nicht, wie viel das Erbe einbringen würde. Als Kind war ihr das grosse Haus der Tante wie eine Villa vorgekommen. Das Haus stand heute an unattraktiver Lage. Auch die kostbaren Bilder waren nicht über jeden Zweifel erhaben. Julia dachte an die vielen Künstler, die bei ihrer Tante Unterschlupf gefunden hatten. Die Miete zahlten sie damals mit Bildern oder Skulpturen. Keiner der Künstler war heute berühmt, auch wenn ein paar Werke ihr sehr bekannt vorkamen. Ihr Mann schien sich viel von der Entrümpelung zu versprechen. Vielleicht würde die zügige Erledigung sie und Daniel einander wieder näherbringen. Die stetigen Streitereien hatten ihrer Ehe nicht gutgetan. Er wäre wieder öfter zu Hause, und sie würden wieder glücklich sein.

### *Dienstag*

Julia verliess das Haus mit einem pinkfarbenen Kinderrucksack, den sie am Vortag noch schnell besorgt hatte, und stieg, wie verlangt, um 09.15 Uhr an der Haltestelle Altried ins Tram. Mit einem unangenehmen Gefühl setzte sie sich im zweiten Wagen auf den rechten Sitz der Dreiersitze und stellte den Kinderrucksack unter dem Sitz ab. Der grösste Pendlerandrang war vorbei. Sie schaute sich um und sah eine Frau mit kurzen braunen Haaren in blauen Turnschuhen mit einem grossen schwarzen Rucksack. Ein paar Teenies schauten schweigend auf ihre Handys, und ein Mann las die Tageszeitung. Zwei

Männer stiegen ein. Billettkontrolle. Einer von ihnen hatte einen riesigen Walrossschnauz. Er lachte die Passagiere an. Offenbar wollte er die Leute aufmuntern, indem er sie bei der Lektüre und ihren Telefonspielchen störte. Am Schwamendingerplatz stieg sie ohne Rucksack aus.

Daniel spielte mit dem Gedanken, seine Assistentin hinzuschicken. Doch wie sollte er sie überzeugen, die Sache für ihn zu erledigen? Was, wenn sie hineinschaute in den Kinderrucksack? Ihr Blick hatte schon Bände gesprochen, als er sie gestern gebeten hatte, einen solchen zu kaufen. Nein, das musste er selbst erledigen, auch wenn seine Chefin es gar nicht goutierte, dass er ohne Erklärung mitten am Nachmittag verschwand. Er wollte wissen, mit wem er es zu tun hatte. Es dürfte ein Kinderspiel sein, diesen Dienstleister zu verfolgen. Welcher Mann lief schon mit einem pinkfarbenen Kinderrucksack herum? Rechtzeitig verliess Daniel das Büro.

Nach einem erfrischenden Beauty-Nachmittag ging Julia zum Paradeplatz. Als sie in den 11er einsteigen wollte, sah sie ihren Mann an der Tramhaltestelle gegenüber stehen. Was tat Daniel um diese Zeit hier? Er hatte doch von einer Sitzung gesprochen, die bis spät in den Abend hinein dauern sollte? Und er trug einen pinkfarbenen Kinderrucksack. War das der ihre? Falls ja, was hatte Daniel damit vor? Sie machte kehrt und liess das Tram abfahren. Eben fuhr der 17er ein. Julia sah Daniel einsteigen. Sie überquerte die Gleise und schaffte es gerade noch auf das Trittbrett. Eine leere PET-Flasche rollte ihr entgegen. Sie schlängelte sich an zwei Fahrgästen vorbei und setzte sich so, dass sie ihren Mann beobachten, aber nicht von ihm gesehen werden konnte.

Daniel ging zur verabredeten Sitzreihe. Der linke Sitz war leer. Als er sich setzen wollte, bemerkte er einen Fleck auf dem Polster. Angewidert tastete er den Sitz ab, griff sich die Gratiszeitung vom leeren Nebensitz und setzte sich darauf.

Das Tram war ziemlich voll. An der Haltestelle Stockerstrasse stiegen noch mehr Leute zu. Eine Frau setzte sich neben ihn. Sie kramte in ihrer Tasche nach einer Handcreme und gab einen grosszügigen Klecks auf ihren Handrücken. Ausgiebig cremte sie sich die Hände ein, jeden einzelnen Finger massierte sie, wie auch das Nagelbett. Hoffentlich stieg sie bei der nächsten Haltestelle aus, dachte Daniel genervt. Neben ihm stand eine Frau, die jemandem am Telefon ein Gratinrezept durchgab. Daniel wusste, warum er lieber mit dem Auto fuhr. Glückselig dachte er an seinen klimatisierten Tesla.

Julia sah eine Frau zu einem freien Sitz drängen. Sie trug einen grossen schwarzen Rucksack, den sie einem anderen Passagier ins Gesicht rammte, als sie ihn vom Rücken nahm. Die Frau kam Julia bekannt vor. Woher sie sie kannte, fiel ihr allerdings nicht ein.

An der Station Bahnhof Enge/Bederstrasse wollte Daniel aussteigen, aber eine Schar Leute blockierte den Ausgang. Sie starrten ihn an, wollten sich an ihm vorbei einen Sitzplatz ergattern. Nie wieder Tram fahren, dachte er. Wütend drängte er sich zum Wartehäuschen. Er wollte wissen, wer den Rucksack abholen würde. Wusste der Putzfish, wie er aussah? Was, wenn er erpresst werden würde? Oder gar bei der Polizei angeschwärzt? Es gab kein Zurück mehr. Daniel hatte die Sache doch nicht ganz durchdacht. Nun musste er sich einen Vorteil verschaffen. Daniel beobachtete das Tram und sah, wie eine Frau mit grossem schwarzem Rucksack auf seinen Sitz zusteuerte. Plötzlich stach ihm ein bekannter Duft in die Nase und lenkte ihn ab. War das nicht seine Frau, die mit einem pinkfarbenen Kinderrucksack die Strasse überquerte? War das sein Rucksack? Er musste nachsehen. Die Tramtüren schlossen sich. Die Frau mit dem grossen schwarzen Rucksack lief an ihm vorbei. Das Tram fuhr ab. Er eilte zum Wartehäuschen zurück. Seine Frau war weg. Sein Rucksack auch.

Julia hielt den Rucksack fest umklammert. Den Rucksack, den ihr Mann im Tram abgestellt hatte. Zuerst hatte sie gedacht, es sei der ihre gewesen. Aber diesem fehlte das aufgedruckte Einhorn am hinteren Fach. Was ging hier vor? Wieso lief Daniel – wie heute Vormittag sie selbst – mit einem pinkfarbenen Kinderrucksack durch die Stadt? Hatte er etwa ohne ihr Wissen die Putzfische für das Entrümpeln der Villa engagiert? Das käme einem grossen Vertrauensbruch gleich. Wie konnte er ihr das antun? Sie war wütend und verletzt und musste sich beruhigen. Ihren Mann würde sie heute Abend zur Rede stellen. Julia stieg ins Tram Richtung Fluntern. Die Gedanken schwirrten in ihrem Kopf umher wie in einem Bienenhaus. Aus dem Fenster heraus erblickte sie die blauen Turnschuhe der Frau mit dem grossen schwarzen Rucksack. Jetzt fiel es ihr wieder ein: heute Morgen im Tram Nr. 9. Was hatte die Frau jetzt hier zu suchen? War sie etwa der Putzfisch? Hatten Julia und Daniel sie zweimal für den gleichen Auftrag engagiert? Das konnte nicht sein. Wurden sie etwa abgezockt? Höchstenfalls wollte Julia aussteigen, aber das Tram fuhr bereits an. Sie öffnete den pinkfarbenen Rucksack. Und fand darin viel Geld, viel mehr Geld, als sie selber für die Putzaktion bezahlt hatte. Der Rucksack ihres Mannes war deutlich schwerer und praller gefüllt als ihrer. Es musste etwas anderes dahinterstecken. Julia wühlte im Rucksack und zog eine Fotografie heraus. Sie starrte in ihr eigenes Gesicht. Ans Bild angeheftet fand sie ein gefaltetes Blatt. Eine Liste mit Terminen – das waren ja ihre!



A black and white photograph of a cityscape, likely Zurich, Switzerland. The scene is viewed from across a river, with a metal railing in the foreground. In the background, a large church with a tall, dark spire is prominent on the left. The city buildings are clustered along the riverbank, and a bridge is visible in the distance. The sky is filled with dramatic, dark clouds. The title 'STADTGRENZE' is overlaid in the upper center in a large, white, sans-serif font. Below the title, the author's name 'Karin Dehmer-Joss' is centered between two horizontal lines.

# STADTGRENZE

———— Karin Dehmer-Joss ————

Ich setze mich auf einen hinteren Platz des 165ers und schliesse meine Hand fest um die dunkelblaue Schachtel. Noch immer zittert die Faust, der ganze Arm. Beinahe draufgestanden wäre ich auf die kleine Box, im Halbdunkeln, heute Morgen. Sie lag auf dem Boden im Flur. Vor der Haustür, auf dem kleinen handgeknüpften Teppich, den Heidi mir von ihrer Iranreise mitgebracht hatte. Erst später sah ich, dass an der Tür ein weisses Blatt klebte mit einem grossen roten Pfeil darauf. Er zeigte nach unten, zum Teppich, auf die Schachtel. Ich kickte das dunkle Etwas zur Seite, dachte, es sei ein Plastikteil, irgendwo abgefallen, nicht mehr benötigt. Ich war spät dran. Die Schachtel schlitterte in den Schein der Flurlampe, und ich entdeckte, dass sie aus dunkelblauem Samt war. Den ersten Bus hab ich dann verpasst.

### *Seerose.*

Manchmal ziehe ich dich damit auf, dass du den Grossteil deines Lebens dafür aufwendest, nach Worten zu suchen. Immer suchst du nach Worten. Selten findest du die falschen, aber du brauchst viel Zeit, um die richtigen zu finden. Zu viele Daten, Hintergrundberichte, Informationen, Fragen, Fragen, Fragen überlagern dein Sprachzentrum. Zum Reden hast du mich. Ich streiche mit dem Daumen über die Schachtel in meiner Handfläche und blicke aus dem Fenster. Auf dieser Strecke setze ich mich immer ans Fenster, damit ich den See im Augenwinkel habe. Er liegt an diesem nebelverhangenen Tag da wie ein asphaltierter Platz. Flach und grau. Wir wohnen erst seit Kurzem in der Stadt. Nur ganz knapp in der Stadt. Unmittelbar bei der Haltestelle *Stadtgrenze*. Was würde sich alles ändern? Nicht viel, oder? Eine Formalität, kein Einschnitt. Ich hoffe, du willst auch niemals aus der Stadt wegziehen.

### *Rote Fabrik.*

Hier führtest du mich an einem Freitagabend zu unserem ersten Date aus. Ausgerechnet. Hier verbrachte ich damals jeden Freitagabend. An einem Freitagabend wurden wir uns hier auch vorgestellt. Ich war ein bisschen enttäuscht, dass du dir nicht mehr hattest einfallen lassen. Später hast du mir anvertraut, dass du um keinen Preis etwas falsch machen wolltest. Du hattest dich vor meiner volatilen Meinungsbildung, wie du es nanntest, gefürchtet. Dabei hielt ich mich am Anfang eigentlich zurück mit meiner scharfen Zunge. Irgendwann sagte ich dir, dass das nichts wird mit uns, wenn du immer schweigst, sobald ich laut werde. Seither halte ich mich nicht mehr zurück, aber du, du schweigst noch immer, und wenn wir uns streiten, dann darüber, dass du nicht streiten willst.

Es war ein schöner Abend, unser erster. Händchenhaltend sassen wir in einer Ecke und starrten uns an. Weniger blinde Verliebtheit als dankbare Erleichterung. Für einmal wusste auch ich kaum was zu sagen. Beide hatten wir wenig Erfahrung mit dem anderen Geschlecht, und seither wurden sie nicht mehr.

### *Landiwiese.*

Ich komme aus einem kleinen Dorf in einem langen Tal. Ein Bus verbindet die Dörfer des Tals mit einem grösseren Ort. Der letzte Bus zum Bahnhof des grösseren Ortes fuhr früher immer bereits um 18.30 Uhr, auch an den Wochenenden. Wollten meine Schwester, ich und die Handvoll anderer Teenager abends mal weg, musste unser Vater uns später im grösseren Ort abholen. In seinem braunen Calida-Pyjama, mit den braunen Hausschuhen an den Füßen, in unserem braunen BMW wartete er dann morgens um eins vor der Disco. Logisch, dass ich erst sehr spät anfang, Alkohol zu trinken, und es fast komplett verpasste, mit Jungs rumzumachen.

Wenn einen unmittelbar danach der Vater erwartet, der extra aufgeblieben ist, verliert man irgendwie die Lust daran. Besser wurde es dann, als die Ersten von uns den Führerschein machten. Wir bestanden alle beim ersten Mal. Ist ja schliesslich kein grosser Unterschied zum Traktorfahren.

### *Rentenanstalt.*

Wir küsstet uns hier später zum ersten Mal. Zu Fuss brachtest du mich nach Hause. Von der Roten Fabrik bis nach Altstetten. Morgens um drei. Ich lebte in einer WG direkt bei der Haltestelle Lindenplatz. Die quietschenden Trams störten mich nicht. Ich nahm nie den Bus in die Stadt, obwohl ich damit meist schneller gewesen wäre. Busse gibt's auch auf dem Land. Mittlerweile hab ich mich etwas vom Agrartrauma der Kindheit erholt. Wenn ich meine Eltern besuche und aus dem Fenster meines Kinderzimmers über das frisch gemähte Feld blicke, finde ich es schön. Hinauf zu den Reben, die, wie der Wald dahinter, meinem Grossvater gehört haben, jetzt meiner Mutter gehören und irgendwann einmal mir und meinen Geschwistern gehören werden. Ich ärgere mich auch nicht mehr darüber, dass mein Vater jedem Auto, das an unserem Haus vorbeifährt, zuwinkt, ohne von der Zeitung aufzublicken.

«Hier fahren sowieso nur Menschen vorbei, die ich kenne», erklärte er sein sonderbares Verhalten einmal meiner Freundin.

Es bedeutet mir überraschend viel, dass auch du es schön findest in den kleinen Dörfern. Du bist in Zumikon aufgewachsen, hast mit deinen Eltern Sonntagnachmittage im Kunsthaus verbracht, während wir mit dem Veloanhänger Rivella, Chips und Batterien für den Kassettenrekorder zu unserem Baumhaus hinter den Reben transportierten. Am meisten beneide ich dich allerdings um deine abendlichen Fahrten als Kind im Märli tram. Als ich es das erste Mal sah,

während meines ersten Winters in Zürich, kamen mir überraschend die Tränen. Ein weihnachtlich geschmücktes Tram, mitten in einer grossen Stadt, das Christkind, die Lichter ...

Bei uns im Tal kam der Samichlaus am 6. Dezember, aber kein Christkind an Weihnachten, obwohl ich mir das immer gewünscht hatte. Die Geschenke legte Mutter am 24. Dezember unter den Baum, den wir am Tag zuvor gemeinsam mit ihr geschmückt hatten, fürs Flötespielen an Heiligabend gab uns Grossvater einen Fünfliber.

Kein einziges Mal hast du dich über mein Dorf, die Bewohner und deren rauen Umgangston lustig gemacht, als wir vorletztes Jahr ein Fest besuchten. Du fandest es schön, so oft «Ich weiss nicht» zu hören an jenem Abend, meintest, das höre man in Zürich viel zu selten.

### *Bürkliplatz.*

Ich steige aus dem Bus und stecke die Schachtel in die Manteltasche. Während ich auf den 5er warte, ziehe ich mein Handy aus der anderen Tasche und blicke auf die Uhr. Du machst dich jetzt auch auf den Weg, freust dich sicher auf den Spaziergang. Du magst es, an Samstagen zu arbeiten, weil du dann einen Puffer zwischen Arbeit und Freizeit hast. Unter der Woche bin ich zu beschäftigt für Spaziergänge. Sicher nimmst du an, dass ich die Schachtel mittlerweile gefunden habe. Du hast keine Nachricht geschrieben. Ich schreibe auch nichts. Kurz überlege ich mir, ob ich so tun soll, als hätte ich sie nicht entdeckt. Du machst dir das zu einfach.

Es hat angefangen zu nieseln. Ich ziehe die Schultern hoch und den Kopf ein. Ein Kursschiff legt gerade ab. Es scheinen keine Passagiere an Bord zu sein. Früher, wenn unsere Eltern etwas Spezielles unternehmen wollten, fuhren sie mit uns nach Zürich. Wir bestiegen ein Schiff, und bereits nach zehn Minuten kamen wir um vor Langeweile. Lieber wären

wir in die Läden gegangen, die wir nur vom Hörensagen kannten. H&M zum Beispiel. Aber die waren sonntags natürlich alle zu. Nie fuhren wir an einem Samstag nach Zürich. Die vielen Menschen, sagten meine Eltern jeweils. Dabei wimmelte es dann im Rapperswiler Kinderzoo genauso von denen. Werden unsere Kinder später auch einfach nur wegwollen von zu Hause? Vielleicht nicht, wenn sie in der Stadt aufwachsen.

Ein englisch sprechendes Paar, jung, gebräunt und in Sportkleidern, stellt sich neben mich. Beide blicken auf den See. Gerne würde ich ihnen sagen, dass man bei schönem Wetter die verschneiten Berggipfel sehen kann.

«That's a very nice river they've got here», sagt der Mann zur Frau.

Ich verbeisse mir ein Lachen. Du magst das Herumreisen genauso wenig wie ich. Wenn wieder mal einer unserer Freunde mit leuchtenden Augen von seiner Rucksackreise durch Patagonien oder den Surf- und Yogaferien auf Bali erzählt, zwinkern wir uns jeweils zu. Wir sind zufrieden mit Zielen, die man in einer Tagesreise und mit dem Zug von Zürich aus erreichen kann.

Der 5er hält vor meinen Füßen. Ich muss dir unbedingt sagen, dass wir nie Schiff fahren gehen mit unseren Kindern. Ganz am Anfang habe ich mal gesagt, ich wolle keine Kinder. Du bist erstaunt gewesen, enttäuscht vielleicht. Du wärst ein guter Vater. Ein verantwortungsbewusster. Vielleicht etwas zu ängstlich.

*Bellevue.*

Ich habe letzte Woche Maurice per Zufall hier getroffen.

«Geht es dir gut? Bist du glücklich?»

Maurice. Wer stellt schon solche Fragen an jemanden, den er eine Dekade lang nicht gesehen hat? Ich hätte gerade

knapp eine tödliche Krankheit überlebt, ein Kind verloren haben können oder einen Elternteil.

«Nein. Es geht mir leider sehr schlecht, hast du Zeit für einen Kaffee?»

Leider bin ich nur gut darin, mir solche Streiche auszu-denken. Gerade mal fünf Sekunden hielt ich Maurices vor Panik geweiteten Augen aus. Nervös blickte er auf seine Uhr, eine teure, das sah man sofort. – Er jedenfalls schien glücklich zu sein, klar, sonst hätte er ja auch die Frage nicht gestellt.

«Schon gut, war ein Witz», sagte ich schnell. «Es geht mir gut, danke. Ich muss los.»

Ich trauerte ihm damals lange nach, Maurice. Er sah immer gut aus, war unternehmungslustig und auch sonst ein Lustiger. Der Lustigste und Bestaussehende im ganzen Tal. Ich glaube, halb bewusst habe ich mich all die Jahre gefragt, ob er vielleicht nicht doch derjenige hätte sein können. Seit ich ihn gesehen habe, weiss ich, dass ich das nicht mehr denken werde.

### *Kantonsschule.*

Ein gepflegtes älteres Ehepaar setzt sich vor mich hin.

«Immer muss ich auf dich warten, Herrgott noch mal», schimpft der Mann.

«Und immer sag ich dir, du sollst nicht auf mich warten. Was kann ich dafür, dass ich nicht gut zu Fuss bin? Dann geh doch vor», antwortet die Frau.

«Und wie würde das aussehen? ‹Der Alte lässt seine Frau stehen, weil sie ihm zu langsam ist.›»

«Ja. So würde es dann wohl aussehen.»

Der Mann wendet sich von seiner Frau ab. Sie starrt ihm in den Rücken und presst ihre Lippen zusammen.

Ich greife nach der Schachtel in meiner Tasche. Du würdest mich jetzt sicher in den Arm nehmen.

### *Platte.*

Ich erinnere mich daran, wie ich in Venedig zwei Tage lang krank gewesen bin. Ich wollte nicht, dass du dich um mich kümmerst. Ich schickte dich weg. Du solltest keinen der kostbaren Tage verpassen. Am ersten Tag lagst du stoisch neben mir auf dem Hotelbett. Abwechselnd last du mir aus deinem Buch vor und legtest mir kühle Umschläge auf die fiebrige Stirn. Am zweiten Tag schaffte ich es dann, dich rauszuekeln. Du kamst nach zwei Stunden wieder; mit Medizin und einer deutschen Tageszeitung. Du konntest die Führung, die wir für diesen Tag gebucht und bereits bezahlt hatten, auf den übernächsten Tag verschieben. Danach standst du am Bahnhof eine Stunde an, um unsere Sitzplatzreservation ebenfalls auf einen Tag später zu verlegen. Dein Atem roch nach schokoladigem Espresso, immerhin.

### *Kirche Fluntern.*

Das alte Paar steigt aus. Ich eile der Frau zu Hilfe, die nur mühsam die hohen Stufen hinunterkommt. Ihr Mann steht draussen und blickt mürrisch zur Seite. Keine Worte des Danks, weder von ihr noch von ihm. Als ich mich wieder umdrehe, setzt sich gerade ein untersetzter, dicker Mann auf meinen Platz. Der Mann lächelt mich fröhlich an. Ich setze mich weiter nach hinten. Mir ist kalt. Dir ist immer warm. Auch im Winter hast du warme Hände und warme Füsse. Ich sehe gerade noch, wie draussen der alte Mann nach der Hand seiner Frau greift. Grossvater sagte immer zu Grossmutter, dass derjenige, der zurückbleibe, dem anderen die Hände auf dem Bauch falten müsse. Grossmutter war es, die ihm schlussendlich die Hände auf dem Bauch gefaltet hat. Ich sollte sie endlich wieder einmal besuchen, im Altersheim im grösseren Dorf. Seitdem ihr die Erinnerungen durcheinandergeraten wie ausgeleierte Puzzleteile, ruft sie Grossvaters Namen



jede Nacht. Ich weiss nicht, ob ich so lange mit demselben Menschen zusammenleben will. Du sagst, du möchtest das gerne.

*Zürichbergstrasse.*

Ein grosser, älterer Mann mit grauem Bart steigt ein und stellt sich vor mich hin. Ein jüngerer Mann, mit braunem Bart und kleiner, stellt sich neben ihn.

«Früher sind wir die ganze Zürichbergstrasse hochgejoggt, zum Wald und von dort zur Ziegelhütte und wieder retour. Weisst du noch? Ich war immer vor dir wieder zu Hause.» Der ältere Mann klopft dem jüngeren zufrieden auf die Schultern. «Rennst du noch?»

Der jüngere Mann nickt. Vater und Sohn wahrscheinlich. Ein schönes Bild, die beiden.

«Und sonst so? Was machen die Frauen? Du siehst aus wie immer», sagt der Ältere.

Es hört sich an, als wäre das etwas Schlechtes.

«Bist du glücklich? Du siehst irgendwie angespannt aus. Hat sich nichts verändert in deinem Leben, was?»

«Klar. Ja. Ja, ich bin zufrieden, und nein, es hat sich nichts verändert. Ich hab ja auch hauptsächlich gearbeitet da drüben und ...»

«Du arbeitest zu viel. Wieso arbeitest du so viel? Wem willst du eigentlich was damit beweisen?»

Ich hoffe, der Arsch ist nicht sein Vater.

«Niemandem. Ich will niemandem etwas beweisen. Ich mag meine Arbeit.»

Wieso bleibt der so nett?

«Und abgesehen davon bin ich im Verändern nicht so schnell wie du.»

Zynischer Unterton. Gut, gut.

Der Ältere blickt selbstzufrieden aus dem Fenster. «Für Veränderungen braucht man Mut, für Zynismus braucht man keinen», sagt er.

Ich schnappe nach Luft. Im Moment, in dem ich realisiere, dass mein Herz ungewohnt fest hämmert, geht mir auf, weshalb: dein Vater! Diese Art von Gespräch, das auch ein Verhör sein könnte, kennst du nur zu gut. Die Sache mit den langen Haaren! Wie sich dein Vater damals an Weihnachten darüber lustig machte. Sagte, sein Sohn sei halt schon immer eher unsicher gewesen, welches Geschlecht er leben wolle. Ich war stolz auf dich: Du wehrtest dich heftiger als je zuvor. Dein Vater aber grinste nur spöttisch. Ich zerrte dich aus dem Haus. Nie mehr wirst du dir solche Bemerkungen anhören müssen. Dafür werde ich sorgen!

Kurz vor der Endstation nehme ich die Schachtel aus der Manteltasche. Zum zweiten Mal an diesem Vormittag öffne ich sie vorsichtig. Mittlerweile unterhalten sich die beiden Männer über die farbigen Wälder New Hampshires im Herbst.

Auf der Innenseite des Deckels klebt ein weisser, kleiner Zettel mit einem roten Fragezeichen. Es wurde mit demselben roten Stift gezeichnet wie der Pfeil auf dem Zettel, der an der Haustür geklebt hat. An einem Schaufenster beim Rindermarkt sind wir vorbeigehastet, letzten Monat, auf dem Weg ins Schauspielhaus. Zu spät dran, immer sind wir zu spät dran. Trotzdem musste ich stehen bleiben. Ein dünner Ring aus Roségold, eine rosa-weissliche Kugel darauf, vermutlich Koralle, ich werde dich fragen, jetzt, wo du ihn gekauft hast, musst du es ja wissen.

*Zoo.*

Ich steige aus. Nun bin ich tatsächlich nervös. Ich sehe dich etwas abseits stehen, die Hände in den Jackentaschen vergraben. Eine Frau mit fünf oder sechs Hunden an verschiedenen

langen Leinen steht hinter dir neben einem Baum. An deinen Schuhen schnuppert ein struppiger, grauer Hund. Du bemerkst ihn nicht. Als du mich erkennst, weicht sofort der nachdenkliche Blick aus deinem Gesicht, und du beginnst zu strahlen. Normalerweise küssen wir uns in der Öffentlichkeit kaum, und wenn, dann nur kurz. Heute umarmen wir uns lange. Ich atme dich ein. Du riechst nach Spital, wie immer nach der Arbeit. Der struppige Hund steht mittlerweile hinter mir. Seine Leine hat sich um unsere Beine gewickelt, und gerade zwängt sich ein kleiner, dicker zwischen uns. Wir gehen einen Schritt auseinander, grinsen uns an.

«Entschuldigen Sie», sagt die Frau, die nun ihre Arme und Hände ebenfalls um unsere Beine schlingt.

«Bleiben Sie einfach kurz so stehen, ich werde das Gewirr ...»

Ich höre nicht hin. Du siehst so friedlich aus. Ich bin viel zu wenig zart für dich. Früher oder später wirst du enttäuscht von mir sein.

Als die Frau und die Hunde endlich weg sind, ziehe ich dich erneut in meine Arme.

«Ja», sage ich. «Ich will.»





# AUGENSTERN

----- Noëmi Sacher -----

Niki de Saint Phalle hat ihren Vater erschossen. Was das für eine Befreiung gewesen sein muss. Tausend Mal hat sie an Vernissagen auf Gipsreliefs gezielt und sich dabei sein Gesicht vorgestellt.

Diesen Mut hätte sie nicht. Es kostet sie schon genug Überwindung, einer Gruppe Menschen gegenüberzutreten. Sie löst ihren Blick vom knallbunten Engel, der schützend in der Bahnhofshalle hängt, zieht den Mantel enger um die Schultern, während sie rechts abbiegt zu den Taxis und dann über die Strasse zu den Trams. Tram Nummer 10, hat Isabella gesagt. «Du löst ein Kurzstreckenticket, dann steigst du in den 10er und fährst die vier Stationen bis Haldenbach. Zehn Minuten», meinte Isabella. Sie schaut auf den Streckenfahrplan. Zürich Löwenplatz in Grau, dann fett: Zürich Bahnhofplatz, Central, Haldenegg, ETH, Haldenbach. Es sind sogar nur acht Minuten. Sie zieht die Mütze tiefer ins Gesicht und schlingt sich die Arme um den Körper.

Das Tram riecht nach Wärme, nach Füßen in Winterstiefeln und dampfenden Kleidern. Sie setzt sich auf einen Einzelplatz am Fenster. Nur noch acht Minuten, dann aussteigen. Ihre Hände werden eisig kalt. Sie schaut auf die Uhr, kurz vor halb fünf. Das Tram fährt los, und fast gleichzeitig spürt sie, wie sich unter den Fahrgästen Unruhe ausbreitet. Sie schaut auf. Vorne ist ein gedrungener Mann eingestiegen.

«Grüezi mitenand, Billettkontrolle.»

Auch das noch. Sie zieht die Handschuhe aus und kramt in ihrem Portemonnaie nach dem Billett. Ihre Hände sind so kalt, dass sie noch kramt, als der Mann schon neben ihr steht. Endlich. Sie reicht ihm das Billett. Es zittert in ihren Händen. Wie peinlich. Sie schaut ihn nicht an.

«Central», meldet eine Frauenstimme, und gleich darauf ertönt ein Gong. Es knackt in der Leitung, dann eine Männerstimme, milde genervt: «Information der Züri-Linie: Stre-

ckenblockierung wegen falsch parkiertem Personenwagen zwischen Haldenegg und ETH.»

Haldenegg? Ist das nicht ihre Station?

«... und Tram Nummer 10 in Richtung Flughafen, werden über Kunsthaus und Kantonsschule umgeleitet.»

Ihr Blick fliegt zum Bildschirm, der die Haltestellen anzeigt. Jetzt steht da nicht länger Haldenegg – ETH – Haldenbach, sondern Neumarkt – Kunsthaus – Kantonsschule!

«... Reisende von und nach Haldenegg werden gebeten, die Tramlinie 15 zu benützen.»

Das Tram biegt rechts ab. Hätte sie aussteigen sollen?

*«Vernissage, Samstag 17.00–20.00 Uhr.» Und mit schwarzem Filzstift: «Das sollte Dich interessieren. Grüsse, Inga.» Diese Buchstaben stehen fordernd quer auf der Karte. Er dreht sie unruhig in seinen Händen. Obwohl sie schon viele Jahre getrennt leben, fühlt sich Inga bisweilen verpflichtet, in sein Leben einzugreifen. Und bisher hat er gut daran getan, ihrem Rat zu folgen. Aber diesmal? Er schaut auf das Foto. Klein, wie ein Passbild, aber dennoch fesselt ihn der Blick dieser grünen Augen, die so seltsam vertraut und doch so fremd sind. Wann hat sie ihn zuletzt richtig angeschaut? Wann ist sie einmal nicht mit gesenktem Kopf an ihm vorbeigegangen, die Haare als dunkelbraunen Vorhang vor ihrem Gesicht? So also sehen sie aus, diese Augen. Er stellt sich vor, sie stünde vor ihm. Sie würde ihn ansehen, genau so.*

*Der Bus fährt in eine Kurve und drückt ihn gegen das Fenster, draussen ein gewöhnlicher Februarabend. Noch kann er sich anders entscheiden, einfach aussteigen aus der Linie 31. Er könnte am Kunsthaus den ger in die andere Richtung nehmen und zum See fahren. Wann ist er zuletzt dort spazieren gegangen? Vor zehn Jahren? Vor zwanzig? Als Bub hat er dort mit seinem Grossvater Enten gefüttert. Mit ihr hat er das nie gemacht. Brot schadet den Enten, es bläht ihren Bauch, und manchmal*

*sterben sie daran. Es wäre unverantwortlich gewesen, mit ihr zusammen Tiere zu töten. Immer machst du alles schlecht, hat sie ihm vorgeworfen. Damals blitzten ihre grünen Augen noch zornentbrannt. Später ist die geschlossene Schlafzimmertür zum Symbol ihrer Ablehnung geworden. Der Bus hält. Kunsthaus, Samstagabend, 16.30 Uhr. Er ist viel zu früh. Will er wirklich da hin?*

Die Worte der Ansage schlagen Purzelbäume in ihrem Kopf. Sie hätte aussteigen sollen! Ruhig Blut, mahnt sie sich. Jetzt nur nicht aufregen. Es bleibt genug Zeit. An der nächsten Station wird sie aussteigen und sich in Ruhe den Plan ansehen. Jemanden fragen. Auf der rechten Seite taucht das Kunsthaus auf, darauf Reliefs von ungezähmten Pferden. Hier war sie schon oft. Sie atmet auf. Als das Tram stillsteht, steigt sie aus. Da steht ein Mann mit Mantel und Hut. Er sieht aus, als kenne er sich hier aus, den kann sie fragen. Sie geht auf ihn zu. Er dreht sich zu ihr. Da erkennt sie ihn.

Er schaut ihr direkt ins Gesicht.

Ein eisiger Hauch streift über ihre Haut. Nach all den Jahren. Ausgerechnet er. Ausgerechnet hier. Ausgerechnet jetzt. Aber seine wässrigen Augen schauen durch sie hindurch. Er sieht sie nicht. Und doch ist es, als ob ihr Körper nicht mehr ihr gehörte, als ob er aus Stein gemeißelt wäre, wie die wilden und doch in der Bewegung erstarrten Pferde. Der Moment dehnt sich zur Ewigkeit.

Da schrillt eine Tramglocke direkt neben ihr. Sie zuckt zusammen, und die Schreckstarre fällt von ihr ab. Ohne nachzudenken, dreht sie sich um, rennt. Direkt vor ihr öffnet sich eine Tür. Sie springt auf das Trittbrett und die Stufen hinauf. Hinter ihr schliesst sich die Tür.



*Er bewegt vorsichtig die Finger, die in den ledernen Handschuhen starr geworden sind. Endlich kommt der 9er. Er setzt sich ächzend auf einen freien Platz. Das Knie. Er wünschte, er könnte sich noch mit solch einer Leichtigkeit bewegen wie die junge Frau, die soeben vor ihm kehrtgemacht hat und auf den 3er zugerannt ist.*

Sie wendet sich vom Fenster ab. Erst als das Tram die Kreuzung überquert hat, wagt sie es, sich hinzusetzen. Das Tram nimmt Fahrt auf, die Ansage erklingt: «Hottingerplatz.» Das Tram fährt viel zu schnell. Ihre Knie schlottern, als wäre sie einen Marathon gerannt. Warum? Das fragt sie sich. Es ist das einzige Wort in ihrem Kopf. Warum ausgerechnet heute? Warum tauchst du ausgerechnet heute auf?, schreit es in ihrem Kopf. Heute will ich mich nicht fühlen wie ein Kind, das alles falsch macht! Und doch fühlt sie sich so. Ein Blick genügt. Ein Blick von ihm, und ihr wahres Ich ist nicht mehr als ein Häufchen Elend tief in ihrem Inneren. Das Tram hält, aber ihre Beine sind aus Gummi. Sie wagt es nicht, aufzustehen, lieber sammelt sie Kraft für die nächste Station, spätestens dann muss sie handeln.

Ein eisiger Wind schlägt ihr entgegen. Römerhof. Sie hat Glück, da halten viele Trams. Ein Blick auf die Uhr: 16.35. Mit zitternden Fingern folgt sie den farbigen Linien auf dem Streckenplan. Das Beste wäre, wieder zurück zum Kunsthaus zu fahren. Aber das kann sie nicht. Was, wenn er noch immer dort steht? Mit diesem Blick: Kannst du nicht etwas Richtiges machen? Wenn jeder so wäre wie du. Es rumpelt, und sie schaut auf. Da, der 15er, er fährt direkt auf sie zu, biegt vor ihrer Nase ab. «Reisende nach Haldenbach werden gebeten, die Tramlinie 15 zu benutzen», war es nicht so? Sie rennt los, bevor sie richtig nachgedacht hat, erwischt das Tram gerade noch. Es ist halb leer. Gut.

Sie sitzt ganz vorne in der törichten Hoffnung, dann schneller anzukommen, fixiert das orangefarbene Licht, das auf und ab tanzt und erlischt. Sitzt sie im richtigen Tram? Wird sie noch rechtzeitig da sein? All die Leute, die jetzt auf sie warten. Isabella. Ihr wird schlecht. Was hat sie nur geritten, sich derart zur Schau zu stellen? Schon jetzt krümmt sie sich vor Scham, wenn sie sich vorstellt, jemand könnte da sein, der ihm gleicht. In jeder Kurve hebt sich ihr Magen. Ihre Hände sind eiskalt. Ein fröhlich quäkendes Kind, Menschen, die sich auf den Abend freuen. Samstagabend. Alle freuen sich, nur sie wäre am liebsten woanders. Ganz weit weg am liebsten. Am liebsten in Australien, wo es jetzt heiss ist wie in einem Backofen. Wie täten ihr die Wärme und die Sonne jetzt gut. Sie kann sich nicht vorstellen, dass ihr jemals wieder warm werden wird.

*Der 9er fährt an der ETH vorbei. Er lächelt wehmütig, das waren noch Zeiten: studieren, Arbeit, Karriere, dann das eigene Unternehmen. Er rechnet. Fünf Jahre sind es her, seit er die Firma verkauft hat, und noch immer dieser Stich in seinem Herzen. Nicht mehr ein Dolchstoss, so wie früher, das nicht. Alles, was er im Leben erreicht hat, hätte er in ihre Hände gelegt. Sie hätte sie nur aufzumachen brauchen, den Erfolg und das Glück einfangen und ein zufriedenes Leben führen. Aber sie. Auch nach all den Jahren versteht er nicht, warum sie sich geweigert hat.*

*«Haldenbach», sagt die sterilfreundliche Frauenstimme. Er schreckt auf. Dann steht er wieder draussen. Er hält einen Moment inne und schöpft Atem. Vor dem Al Forno fegt einer die Treppe. Ob sie sich ihren Lebensunterhalt mit Putzen verdient? Er weiss es nicht. Er weiss nur, dass all seine Ratschläge auf unfruchtbaren Boden gefallen sind. Sie brauche halt nicht viel zum Leben, meinte Inga. Das mag ja sein, solange man jung ist, aber wollte sie dann, wenn sie alt war, wirklich mit anderen Leuten*

*ein Zimmer im Altersheim teilen? Im Alter büßen, dass sie im Leben nie tüchtig gewesen war? Das Wort arbeitsscheu meidet er, selbst in Gedanken. Sie nennt das, was sie tut, Arbeit. Für ihn ist das Augenwischerei.*

Stadelhofen. Der Name sagt ihr nichts. Jetzt ist schon zwanzig vor. Jetzt sollte sie eigentlich schon dort sein. Vor dem Sprüngli steht das Tram still. Der Duft von Schokolade scheint an ihr vorbeizuziehen, sie kämpft gegen die Übelkeit.

So viele Menschen am Bellevue, alle wollen etwas, alle haben ein Ziel. Menschen, die über den Fussgängerstreifen gehen. Menschen, die an der Tramhaltestelle stehen. Die sich auf dem Trottoir drängen. Touristen, ganze Gruppen von Menschen, in ganzen Herden sind sie unterwegs mit Kindern und Kinderwägen, Taschen und Schals. Sie würde nicht wagen, hier auszusteigen.

Ist das nicht typisch für dich?, fragt eine Stimme in ihr. Davonlaufen?

Ich laufe nicht davon, verteidigt sie sich. Es war eine Umleitung.

Aber sie weiss, dass es nicht stimmt. Sein ungnädiger Blick, seine Enttäuschung. Tränen drängen ihr in die Augen. Eine Enttäuschung ist sie gewesen, all die Jahre. Sie hat geglaubt, sie hätte das Gefühl abgeschüttelt, aber seit sie ihn gesehen hat, weiss sie: Sie ist davongelaufen und kann jederzeit eingeholt werden.

Es ist Viertel vor. Sie beisst sich auf die Lippen, versucht, die verkrampften Finger voneinander zu lösen. Obwohl das Tram geheizt ist, sind ihre Füsse eiskalt. Sie sieht die Möwen über der Limmat auffliegen. Sie wünscht sich, frei zu sein. Ihre Zweifel hinauszuschreien in einem Möwenschrei, sich hinaufzuschwingen in den Winterhimmel, und doch könnte ihr die Kälte nichts anhaben. Aber ihr bleibt nur, dem Flug

der Möwen zuzuschauen. Diesem schmerzhaft schönen Flug über dem Panorama der Dächer.

Ein paar Minuten später das Central. Hier war sie doch schon. Hier wurde das Tram umgeleitet. Diesmal nicht, diesmal fährt es nach links.

*Sein Atem weht in weissen Wolken vor ihm her. Er muss stehen bleiben. Der Weg führt steil den Hügel hinauf. Er weiss, wo diese «Art Station» ist. Früher war es eine Tankstelle, da ist er jeweils am Sonntagmorgen vorbeigejoggt. Und dieses Graffiti, das irgend-einer damals an die Wand gesprüht hat. Jetzt ist es Kunst und hinter Plexiglas. Ihm kann es ja egal sein, was die Leute an die Wand hängen wollen. Wenn sie nur wenigstens davon leben könnte.*

*Immerhin, es sieht recht schick aus. Keine Gemeindehausatmosphäre. Er stösst die Tür auf und freut sich über die Wärme, die ihm entgegenschlägt. Im Fussboden sind quadratische Fenster, durch die er in den unteren Stock sehen kann. Wirklich schick.*

*«Willkommen», sagt eine schwarzhaarige Frau.*

*Er nickt, hängt den Mantel an die Garderobe, sieht sich um. Ein paar Menschen stehen herum, sprechen miteinander. Er kennt keinen. «Ist die Künstlerin nicht hier?»*

*Ein gequältes Lächeln. «Sie kommt sicher gleich. Sie dürfen sich gerne schon mal umsehen.»*

*Er schämt sich. Unzuverlässig. Auch das noch. An ihm liegt es nicht. Er hat sie anders erzogen.*

*«Haldenegg», sagt die Stimme, da erst wird ihr bewusst: Haldenegg ist nicht Haldenbach! Dazwischen sind noch zwei Stationen. Wahrscheinlich könnte sie aussteigen und zu Fuss gehen, aber sie getraut sich nicht. Sie könnte sich verirren in den dunklen Strassen der unbekanntenen Stadt. Sie fährt sich mit der Zunge über die gesprungenen Lippen. Fünf vor. Egal,*

was sie jetzt macht, sie ist zu spät. Trotzdem steht sie auf. Sie steht jetzt direkt hinter dem Führerstand. In diesem Moment bremst das Tram. Die Übelkeit schwappt ihr die Kehle hoch. Hinter ihrer Stirn fängt es an zu pochen. Sie schaut durch das Fenster in den Fahrerraum. Ein bärtiger Mann führt das Tram. So wie man sich den Samichlaus vorstellt, ein weisser Bart bis zur Brust. Den Samichlaus gibt es nicht. Das ist nur etwas für Fantasten, hat er gesagt. Sie hört es noch heute. Noch heute fühlt sie ihre Welt aus Fantasie in sich zusammenbrechen, ersetzt durch eine Einöde aus Pflichten.

*Herumstehen mag er nicht. Er hat seine Pflicht erfüllt. Mit gutem Gewissen kann er seiner Exfrau sagen, dass er da war. Dass er sie nicht getroffen hat, ist nicht seine Schuld. Gerade will er wieder gehen, da sieht er in der Ecke eine schmale Wendeltreppe. Der untere Stock. Also gut, da er schon mal hier ist. Ächzend steigt er hinunter.*

Schaffhauserplatz. Wieder schaut sie auf den Plan. Soll das alles nicht vergebens gewesen sein, muss sie den 7er nehmen zum Milchbuck. Aber der 7er kommt erst in sieben Minuten, und es ist jetzt schon zwei Minuten vor. Sie friert, studiert noch einmal den Plan. Eine hellblaue Linie. Sie kann auch den 14er nehmen. Es ist eines dieser Kobratrams. Sie stellt sich auf die Drehscheibe, welche die Wagen verbindet. Werbung der Tanzschule Sonja. Sie ist froh, dass sie keine Tänzerin ist. Die Blicke der Zuschauer würde sie nicht ertragen. Sie schaut durch das Fenster. Die Strasse wird breit, rechts ein Park. Ihr Fuss verschiebt sich, halb steht sie auf der Drehscheibe, halb nicht.

Ein letzter Kontrollblick zum Bildschirm. Milchbuck, hier besteht Anschluss zum 7er. Da steht er. Wenn sie rennt, dann erwischt sie ihn vielleicht.

Sie hält sich an der Stange fest und wartet, dass sich ihr Atem wieder beruhigt. Vor ihr schaukelt eine Werbung der Opferberatung: «Da kam er plötzlich aus dem Nichts und prügelte mich bewusstlos. Ein einziger Albtraum.» Das hat er nie gemacht. Nie hat er ihr etwas Sichtbares angetan. Aber Albträume hatte sie trotzdem. Auch wenn er nur ihre Welt demonstrierte, mit seinen Gesten, seinen Mienen, seinen Blicken. Und mit Worten. Manchmal hat er geschrien. Er hat nicht verstanden, dass sie nicht so sein will wie er. Aber hat sie ihm das jemals gesagt? Dass sie es nicht kann, selbst wenn sie wollte? Dass sie niemals sein kann wie er?

Sie fährt um eine Kurve, eine grosse Uhr an einer Fassade. Fünf nach fünf. Da steht ein steinerner Löwe auf der Mauer. Dann endlich: Haldenbach. Schritt für Schritt geht sie die dunkle Strasse bergauf. Dort vorne, ein weiterer Löwe aus Stein, er liegt an der Mauer. Sie bleibt stehen und verschnauft einen Moment. Von der Seite sieht er so grimmig aus, dieser Löwe. Aber nur einen Schritt weiter, von vorne, blickt er ratlos, verletztlich fast. Sie geht einen Schritt zurück und betrachtet noch einmal den grimmigen Gesichtsausdruck. So leicht geht das. «Schluss mit dem Davonlaufen», flüstert sie dem Löwen zu.

Sie geht weiter, zwingt ihre Schritte zu mehr Kraft. Jetzt sieht sie die Galerie, hell erleuchtet. Wie viele Leute gekommen sind. Sie stehen da, sitzen. Sie schauen sich die Bilder an. Ihre Bilder. Sie nähert sich den Stufen, dann der Tür.

*Die Wendeltreppe endet auf einem Absatz, der auf normalen Stufen hinunterführt. Er folgt ihnen. Unten angekommen, dreht er sich um. Unversehens steht er vor einem riesigen Bild. Es füllt die ganze Wand. Er will nichts damit zu tun haben, will unberührt darüber hinwegsehen. Aber das Bild zwingt ihn zu verharren. Zwingt ihn, genauer hinzuschauen. Erst jetzt sieht er, dass*

*es ein riesiges grünes Auge ist, das ihn anblickt. Und in der Mitte, oder nein – nein, es sieht aus, als würde das Bild tief in die Wand hineinragen, einen weiten Raum öffnen und dort, ganz in der Tiefe, erkennt er einen Stern. Ein Stern, der dort unten, oder hinten, leuchtet und den ganzen Raum zu erhellen scheint und das Licht zurückwirft auf ihn, und ihm scheint, als würde das Licht direkt in seine Augen leuchten. Er möchte sie abwenden, schliessen, aber da spürt er, dass etwas in ihm sich langsam verflüssigt. Der Stern, das spürt er genau, ist so scheu wie ein ungezähmtes Tier, und doch strahlt er eine Kraft aus, die in ihm widerhallt. Es ist seine Stärke, die aus diesem Bild zu ihm spricht, sein Fleisch und Blut.*

Zehn Minuten zu spät. Isabella hält ihr die Tür auf. Sie sieht erleichtert aus.

«Es tut mir leid», sagt sie, «das Tram wurde umgeleitet, und dann habe ich mich verfahren.»

Sie geht zur Garderobe neben der Treppe und hängt ihren Mantel auf. Jemand kommt langsam die Stufen hinauf. Zuerst sieht sie nur das schütterere Haar, aber dann erreicht er die oberste Stufe, steht vor ihr. Die ganze Zeit war er auf dem Weg hierher. Die ganze Zeit ist sie vergebens vor ihm geflohen. Jetzt hebt er den Kopf.

Zum ersten Mal seit langer Zeit blickt ihr Vater ihr direkt in die Augen.





# KÜRZEST- GESCHICHTEN

————— Noëmi Sacher —————

————— Nora Gautschi —————

————— Ruth Howald —————

Montagmorgen, der 7er ist fast leer. Nur eine Stimme füllt ihn. Montagmorgens würde ich einem Telefonverbot zustimmen.

Wenn ich nicht schlafen kann, dann zähle ich manchmal, wie oft der 7er vor meinem Fenster anhält und wieder abfährt. Das ist wie Kirchenglocken. Aber rechnen muss man selber.

\*

Kollision am Central. Auf meinem Umweg entlang der Limmat treffe ich meine Jugendliebe. Sie verstrickt mich in ein spannendes Gespräch und verpasst dabei ihr Date.

Kollision am Central. Sorgende Hände packen mich auf eine Bahre. Ich verpasse das Date mit der geschwätzigen Blondine und verliebe mich in eine stille Krankenschwester.

\*

Neuerdings führen die Trams in Zürich kleine Cafeterias mit. Nun muss man sich etwas einfallen lassen, um die Gäste wieder aus den Wagen zu kriegen. Sprinkleranlagen wurden von der Geschäftsleitung als zu fahrgastunfreundlich verworfen.



# DIE MUTPROBE

— Nicole Berger —

Die drei versperrten Ronja den Weg. «Du willst bei uns mitmachen? Dann beweise, dass du es wert bist.» Milena war die Anführerin. Laura und Ivanka nickten eifrig. «Wir geben Bescheid, wenn es so weit ist.» Die drei waren eine eingeschworene Bande, und sie waren Ronja an ihrem ersten Tag an der neuen Schule sofort aufgefallen.

An jenem Morgen hatte Ronja in ihrem Schrank nach passender Kleidung gegraben. Schon wieder eine neue Schule. Was zog man an seinem ersten Schultag an? Was war hip an dieser Schule? Sie wusste es nicht. Sie war es leid, sich dauernd anpassen zu müssen. Sie zog den schwarzen langen Rock und den schwarzen Pullover hervor und griff nach dem bunten Schal, den sie von ihrer Grossmutter geerbt hatte. Der machte sie stark. Und nun standen die drei vor ihr. Alle trugen sie schwarz. Alle drei hatten den gleichen Haarschnitt und die gleiche Haarfarbe. Ronja sah schwarz.

«Echt jetzt? Muss das ausgerechnet – das will ich nicht machen.» Ronja war entsetzt. Milena setzte ihren kalten Hier-ich-das-Sagen-Blick auf. «Willst du nun dazugehören?» – «Du darfst dich bloss nicht erwischen lassen», säuselte Laura und wickelte sich eine Haarsträhne um den Finger. «Trotzdem. Könnte ich nicht eine Bank ... oder eine Polizeiwache ...?» – «Alles schon da gewesen.» Ungeduldig tappte Ivanka mit dem linken Fuss auf den Boden. «Oder das Auto unseres Mathelehrers mit Klopapier einwickeln.» – «Kinderkram. Das Auto vom Huber wurde auch schon malträtiert. Also nichts Neues.» Milena blieb hart.

«Ich kann das nicht machen, wirklich nicht.» Verzweifelt suchte Ronja nach einer Idee, die anders war, die neu war. «Wie wär's, wenn ich den Münzschlitz der VBZ-Automaten oder den Abstempelschlitz verkleben würde?»

Der missbilligende Blick von Milena sagte alles. Ronja konnte es vergessen, sie von ihrer ursprünglichen Idee abzubringen. «Nun stell dich nicht so an. Das hat bisher noch keiner gemacht.» Wieder tappte Ivanka mit dem linken Fuss. Laura wickelte eine andere Strähne um den Finger und sagte etwas neidisch: «Stell dir vor, es gelingt dir. Dann bist du der Star an der Schule.» – «Ich will nicht der Star sein. Ich will einfach nur dazugehören.» – «Dann weisst du ja, was du zu tun hast.»

Milena, Laura und Ivanka liessen Ronja stehen.

Die Pausenglocke läutete. Französisch. Ronja freute sich normalerweise auf die Stunde. Sie mochte die Lehrerin, und seit ihrem Jahr in Genf war sie gut in dieser Sprache. Ob sie den Kopf in den Sand stecken und warten sollte, bis die Gefahr vorüber wäre? Würde die Vogel-Strauss-Taktik funktionieren? Kam nicht infrage. Sie wollte in die Clique aufgenommen werden, und sie wollte es ihnen zeigen. Sie war es wert. Aber wie sollte sie diese Aufgabe lösen?

Gedankenverloren sass sie auf dem Findling am Rand des Pausenplatzes. Es lag noch Schnee, der vom Schulwart weggeschaufelt wurde. Sie hatte keine Ahnung, aber Thomas, genau, Thomas könnte ihr helfen! Schnell tippte sie eine Nachricht auf ihrem iPhone, packte ihre Sachen zusammen und fuhr nach Hause.

Endlich, eine WhatsApp von Thomas! Er ging mit ihr ins Zeichnen und war, wie sie, erst seit Kurzem an der Schule.

*Ächt?*

*Was glaubsch?*

*Wie pünlich! Bisch so  
öppis vo unbegabt.*

*Chas nöd ändere. Ich muess  
das mache!*

*Bruuch dini Hilf. Wirkli!*

*Wo läbsch du? Isch  
voll e blödi Idee.*

*Muess mi nur nöd  
verwütsche la.*

*Klaro. Und dini Muetter  
chan ihre Job verlüürä.*

*Und was isch mit mir?  
Ich bruuche Früünde.*

*Wer bruucht scho  
so en Tussi-Verein!*

*ICH.*

*Hä? Bin ich kän Fründ  
für dich? Han verstande.*

«Essen ist fertig!», rief ihre Mutter aus der Küche. Ronja packte ihr iPhone weg und folgte dem Geruch: Hackfleischgratin mit Kartoffelstock und Käse überbacken. Ihr Lieblingsessen. Sie stocherte mit der Gabel im Teller herum und schob den Gratin von einer Seite zur anderen. «Hab keinen Hunger», murmelte Ronja. «Was ist? Hast du eine Prüfung verbockt? Bist du krank?» Die Mutter legte ihr die Hand auf die Stirn. «Lass das!», blaffte Ronja ihre Mutter an und wischte die Hand weg. «Nicht in diesem Ton. Ich habe dir nichts getan.» – «Hab mir den Magen verdorben», gab Ronja zurück. Sie konnte ihrer Mutter alles erzählen, nur nicht vom Aufnahme ritual. Dafür hätte sie gar kein Verständnis. Schlimmer noch, sie würde Ronja sofort Hausarrest aufbrummen. «Warum hast du denn nichts gesagt?» Die Mutter stand auf und stellte Ronja einen Becher Kamillentee hin.

«Ich habe morgen Vorfrühschicht.» Ihre Mutter würde also um 04.00 Uhr morgens das Haus verlassen. Sie wohnten nicht weit weg vom Tramdepot Kalkbreite.

Ronja verkroch sich in ihr Zimmer. Sie hatte ein schlechtes Gewissen. Normalerweise log sie ihre Mutter nicht an – kleine Notlügen nicht mitgezählt. Hatte Thomas recht? Könnte ihre Mutter mit dieser Scheissmutprobe ihre Arbeit verlieren? Dann würden sie wieder umziehen, neue Stadt, neue Freunde – Horrorvorstellung! Nur nicht erwischen lassen.

Ronja genoss die flexiblen Arbeitszeiten ihrer Mutter. Das kam ihrer Aktion entgegen. Aber Thomas, der war leider schlecht auf sie zu sprechen. Er hatte sich nicht mehr gemeldet. Also ab ins Netz. Sie musste sich eine Anleitung beschaffen. Wenn sie es schon tun musste, dann sollte es etwas Schönes werden.

In der grossen Pause liess sich die Verschwörerbande zu einem Red Bull mit Ronja herab. Sie hatten eine Doppelstunde Deutsch hinter sich. Ivanka forderte Ronja heraus. «Na, bist du bereit für das Aufnahme ritual?» – «Es ist immer noch falsch.» – «Wir sagen, wo's langgeht», bestimmte Laura. «Du machst es. Ganz einfach.» – «Ich werde erwischt, nicht ihr!» – «Stell dich nicht so an.» Ivanka tappte mit dem linken Fuss auf den Boden, «Oder sollen wir deine Tat auf Twitter ankündigen?» – «Morgen Nachmittag haben wir frei. Genau der richtige Zeitpunkt. Bis am Abend ist es erledigt. Als Beweis schick uns ein Selfie, verstanden?», entschied Milena.

Ronjas Gedanken drehten sich nur noch um die Mutprobe. In der Mittagspause liess sie ihr Sandwich eingepackt liegen. Ihr war der Appetit vergangen. Ihre Anführerinnen würden kein Erbarmen zeigen und die ganze Schule wissen lassen,

dass sie ein Feigling war. Sie blickte aus dem Fenster. Thomas! Hastig raffte sie ihre Sachen zusammen und rannte aus dem Schulhaus. «Thomas! Bleib doch mal stehen.» Er ging weiter, ohne sich umzudrehen. «Hej – es war nicht so gemeint.» Ihre Worte hingen in der Luft. «Es tut mir leid.» Immerhin blieb er jetzt stehen. «Echt, du bist ein guter Kumpel.» – «Wie nett.» – «Mann, du hast mich falsch verstanden. Ich kann alles mit dir unternehmen, nur nicht tratschen oder shoppen. Echt ätzend.» – «Mädchenkram.» – «Ich brauch wirklich deine Hilfe. Hab's versucht, aber es funktioniert nicht. Bitte, zeig mir, wie's geht.»

Zu Hause warf Ronja ihre Tasche aufs Bett und rollte die Pappe auf. Übung macht den Meister. Die Handgriffe sassen noch nicht. Morgen musste es schnell gehen – und schön aussehen. Sie würde es Milena, Laura und Ivanka beweisen. Thomas hatte gemeint, dass sie besser im Freien üben sollte. Die Farben könnten giftige Dämpfe abgeben. Ihre Mutter würde aber Verdacht schöpfen, wenn sie abends nochmals rausging. Also öffnete Ronja das Fenster, schüttelte die Dosen, hielt sie so, wie Thomas es ihr gezeigt hatte. Shit! Der Strahl landete nicht nur auf der Pappe! Sie würde später im Internet nach einem Tipp zur Fleckenentfernung suchen. Jetzt arbeitete sie konzentriert. Sie tat etwas Verbotenes. Sie fühlte sich verwegen. Genau so musste sich ihre Mutter beim Rauchen fühlen. Jedes Mal versprayed sie danach diesen scheusslichen Duft im Schlafzimmer. Gemäss Aufschrift würde die Zimmerluft nach frischem Wald riechen. Als Ronja zu Bett ging, duftete auch ihr Zimmer nach frischem Wald.

Ronja hatte schlecht geschlafen. Der Lehrer musste sie zweimal auffordern aufzupassen. Gestern Nacht hatte sie einen Bericht über einen Sportler gelesen, der sich den Weg zum



Sieg visualisierte. Ronja fand das eine gute Idee. Sie konnte die einzelnen Arbeitsschritte wie einen Film in ihrem Innern abspulen. Sie hatte höchstens drei Minuten Zeit für die Aktion – falls überhaupt. Jeder Schritt musste sitzen. Als sie sich wieder auf den Unterricht konzentrieren wollte, wurde sie durch eine WhatsApp von Thomas abgelenkt.

*Närvesägi,  
bisch parat?*

*Ja, scho. Han dihei no güäbt.  
Parkett isch zur Sau.*

*Wänn's scho mache muesch,  
nimm Kriidefarbe. Chunsch  
i jedem Baschtel-Gschäft über  
– oder bim Migi.*

*Du bisch de Bescht!*

*Verbock's nöd! I will nöd au no  
dracho – hange mit drin!*

Pause.

*Und lass di nöd schigganiere  
vo denä Tussis.*

«Hallo Mama. Wieso bist du denn schon zu Hause?» – «Uwe wird heute Vater. Ich werde seine Schicht übernehmen. Dein Abendessen steht auf dem Herd. Einfach aufwärmen.» Mist, dachte Ronja und sagte: «Okay.» Sie holte ihre Schulbücher hervor und tat, als würde sie mit den Hausaufgaben beginnen. Nun würde ihre Mutter erst in einer Stunde zur Arbeit gehen. Das passte überhaupt nicht in ihren Zeitplan. Ronja musste die Sache endlich hinter sich bringen.

Es war bereits dunkel, als Ronja das Haus verliess. Sie hatte sich anhand des Netzplanes der VBZ die beste Route ausgesucht und sich für die Endhaltestelle Tiefenbrunnen entschieden. Dieser Bahnhof lag genug weit weg von ihrem Zuhause. Sie war ganz in Schwarz gekleidet und trug den bunten Schal ihrer Grossmutter. Ihr Glücksbringer. Sie hatte sich sogar einen schwarzen Kapuzenpulli besorgt. Bis zum Bellevue marschierte sie, erst da traute sie sich endlich, in ein Tram zu steigen. Sie fand doch noch einen freien Platz. Viele Pendler hatten ihre Taschen auf den Sitz neben sich gestellt, oder es lagen Gratiszeitungen auf den Sitzen. An der Höschgasse sah sie angespannt aus dem Fenster. Die Leute an der Haltestelle hatten ihre Körper wie Fähnchen im Wind in Richtung ihres Trams gedreht. Erwartungsvoll oder griesgrämig schauten sie dem heranfahrenden Tram entgegen. Ronjas Blick schweifte zurück ins Innere des Trams. Sie erschrak. Oscar. Unverwechselbar mit seinem Walrossschnauz. Eine Kontrolle hatte ihr gerade noch gefehlt. Aussteigen konnte sie nicht mehr, das würde auffallen. Hoffentlich erzählte er ihrer Mutter nicht, dass er sie gesehen hatte. Ronja hörte, wie er mit dem Obdachlosen vor ihr sprach. Auf dessen Rolli stapelten sich prall gefüllte Plastiktüten mit all seinem Hab und Gut. «Ihre Fahrkarte, bitte.» – «Hab keine. Kannst du dir wohl denken.» – «Wie heissen Sie denn?» – «Schacher Sepp.» Oscar tippte etwas in sein Gerät. «In Ordnung. Sie sind beim Sozialamt gemeldet und Ihre Jahreskarte ist hinterlegt. Einen schönen Abend.» Ronja war die Nächste und zeigte ihr Abo. «Bist du nicht die Tochter von Steffi Herzog?» – «Hallo Oscar. Viel zu tun?» – «Auf diesem Kurs ist noch niemand schwarzgefahren. Muss weiter.» Er stieg mit seinen Kollegen aus.

Endstation Tiefenbrunnen. Ronja stieg aus. Sie konnte nicht im 4er zurückfahren, denn sie fürchtete, dass die Kontrolleu-

re auf der Rückfahrt wieder zusteigen würden. Auf der Bank beim Kiosk roch es nach Pisse. Der 2er fuhr ein. Sie wartete, bis alle Passagiere ausgestiegen waren. Zum Glück war der 4er noch nicht abgefahren und würde ihre Aktion verdecken. Nun zog sich Ronja die Kapuze tief ins Gesicht, band sich den Schal um Mund und Nase und hielt den Kopf gesenkt. Flink stieg sie in den hinteren Wagen des 2ers. Das klappte besser als erhofft. Sie war alleine. Sie nahm die vier Dosen aus der Tüte und klebte die Folie mit Malerkreppband an der hintersten Scheibe fest. Ronja rief ab, was Thomas ihr gesagt hatte. «Mindestens fünfzig Zentimeter weit weg stehen, gleichmäßig sprühen und IMMER in Bewegung bleiben. Du willst einen dünnen, satten Farbfilm haben. Nichts wird verlaufen. Und nimm dir Zeit.»

Aufgeregt, aber ohne Hast, hielt sie sich an ihren Zeitplan. Endlich konnte sie die Folie von der Scheibe reißen. Ronja war zufrieden mit ihrem Werk. Schnell stieg sie aus und lief zum Kiosk. Sie hatte es geschafft. Vor Freude sprang sie in die Luft. Da fiel es ihr ein. Sie hatte vergessen, das Selfie zu schiessen. Sie rannte zurück und sah, dass der Trampilot eben von seiner Toiletten- und Rauchpause zurückkam. Es war eine Trampilotin – und sie schaute prüfend in ihre Richtung. Ronja erstarrte. Was suchte ihre Mutter auf der verdammten Linie 2? Ausgerechnet ihre Mutter! Sie fuhr doch den 3er oder den 13er. Manchmal auch den 9er. Ronjas Herz schlug bis zum Hals. Sie kletterte ins Tram und schoss schnell das Selfie. Da blinkten auch schon die orangefarbenen Abfahrtslichter. Alles Drücken auf den Knopf nützte nichts.

Shit! Gefangen.

Ronja fuhr bis zur Wildbachstrasse mit. Dort stieg sie aus. Durch die andere Tür stiegen Oscar und seine Kollegen ein. Ronja hörte ihn sagen: «War das eben nicht schon wieder die

kleine Herzog?» Sie versteckte sich hinter dem Metallpfeiler des Wartehäuschens und sah von der Seite, wie die Kontrolleure ihr Graffiti an der Scheibe entdeckten. «Verdammt, jetzt flieg ich auf!»

Am nächsten Morgen war ihre Mutter bereits wach. Und sie war auf Konfrontationskurs. Sie rauchte in der Küche, und das im Beisein von Ronja.

«Ich bin stinksauer. Oscar hat mir gesagt, dass er dich auf meinem Kurs gesehen hat. Was hast du um diese Zeit in Tiefenbrunnen zu suchen?» – «Oscar muss sich irren. Ich war nicht dort.» – «Ich war mir nicht sicher, ob ich dich nicht nach meiner Pause gesehen hatte, aber als Oscar mir erzählte ...» – «Ich war wirklich nicht dort.» – «Lüg mich nicht an. Oscar hat mir das Graffiti gezeigt. Ich konnte es nicht fassen. Aber gestern Morgen fielen mir in deinem Zimmer zwei seltsame Dinge auf: Auf dem Parkett war ein undefinierbarer Fleck, und es roch nach meinem Duftspray Waldrauschen.» – «Ich ...» – «Hast du sie nicht mehr alle? Das hätte mich meinen Job kosten können. Ich liebe meine Arbeit.» Ihre Mutter war eine leidenschaftliche Trampilotin. Sie wohnten immer an einem Ort, wo sie ihrer Passion nachgehen konnte. «Ich ...» – «Wieso hast du das gemacht? Keine Ausflüchte!» – «Es war ... eine Mutprobe.» – «Musste es unbedingt Sachbeschädigung sein, und ausgerechnet bei meinem Arbeitgeber? Wenn Oscar nicht ... – und der Spruch darunter ›best tram of the world‹ macht die Aktion auch nicht besser.» – «Sie wollten unbedingt, dass ich ...» – «Schluss jetzt! Heute nach der Schule hol ich dich ab. Du hast Glück, dass die Farben keinen Schaden angerichtet haben. Du wirst das Graffiti im Tram wegputzen. Die nächsten vier Mittwochnachmittage gehst du mit dem Leiter des Clean-Teams auf Tour. Das heisst, du sammelst allen Abfall ein. Zeitungen, die herumliegen, halb leere Dosen oder Papp-

becher, fallen gelassene Papiere. Oder du füllst die Prospekte in die Dispenser. Das wird dir deine Flausen austreiben.» Mit diesen Worten war Ronja in die Schule entlassen.

Milena, Laura und Ivanka warteten auf dem Pausenplatz. Sofort umringten sie Ronja. «Und? Wir haben kein Selfie erhalten», sagte Milena überheblich mit einem Ich-wusste-dass-du-es-nicht-raffen-würdest-Blick. «Hab's aber gemacht», sagte Ronja, nicht ganz ohne Stolz. «Den Beweis!» Milena wollte sich Ronjas iPhone schnappen, als sie es hervorholte. «Du hast es gemacht. Krass!» Widerwillig kam's: «Willkommen im Klub, jetzt bist du eine von uns. Nach der Schule gehen wir zu Milena. Bist auch eingeladen.» – «Sorry, aber ich hab bereits was vor.» Ronja steckte ihr iPhone wieder ein und ging ins Schulhaus.

An ihrem Platz erreichte sie eine WhatsApp von Thomas.

*Häsch's gmacht?*

*Bin verwütscht worde.  
Nöd richtig, aber irgendwie  
doch.*

*Isch schlimm?*

*Du häsch ja gseit, es seg  
e blödi Idee.*

*Was isch passiert?*

*Vier Mittwuchnamittäg putze.*

*Bruuchsch Hilf?*

*Weisch ja, Hälfershälfer.*

*Bisch ächt en Frүүnd!*



A black and white photograph of a street scene. In the foreground, a car is blurred, moving from left to right. The background shows a street with buildings and trees. The overall mood is dynamic and somewhat somber.

# BESCHATTEN

— Ruth Howald —

Der Mann, der gerade einstieg, kam mir bekannt vor. Vor ein paar Tagen hatte er freilich nicht diese ausgebeulte beige Tweedjacke getragen und auch nicht diesen auffälligen gelbrot gestreiften Schal. Dafür eine Sportjacke der mir gänzlich unbekanntes Marke «Alphatier». Das hatte in silberner Schrift quer über seinem Rücken gestanden. Ich hatte mich gefragt, was das wohl kompensieren sollte. Ich erinnerte mich daran, ihn auch schon im Nadelstreifenanzug gesehen zu haben, mit einem knallroten Tüchlein in der Brusttasche. Und ein anderes Mal in einem dieser extravaganten Hawaiihemden mit grossen Blumen.

Abgesehen von seiner Bekleidung war er eher der unauffällige Typ. Die geschätzten ein Meter achtzig machten die Rundungen um seine Körpermitte wett, rudimentäre Kopfbehaarung. Ich schätzte ihn auf um die fünfunddreissig.

Diesmal setzte er sich drei Reihen vor mir hin. Er legte seine Aktentasche neben sich und blickte aus dem Fenster. Seine Schultern hoben und senkten sich, vielleicht war er gerannt, hatte den 7er gerade noch erwischt, ich hatte nicht darauf geachtet. Er blickte sich um, als wäre er auf der Suche nach der Haltestellentafel. Sein Blick streifte mich und blieb kurz an mir haften, dann drehte er sich wieder nach vorn.

Ich war nicht zufällig in diesem Tram. Natürlich ist kaum jemand zufällig in einem Tram, man will an einen bestimmten Ort transportiert werden, keine nassen Füsse bekommen, man hat keinen Bock auf Autostau, will seine Gedanken sammeln, man möchte mental mal ein paar Minuten durchhängen oder was auch immer. Ich hingegen war bereits bei der Arbeit. Ich bewegte mich mit der Person in der Führerkabine durch Zwingli's Stadt. Sie ahnte nichts von meinen wachen Blicken, die jedes weibliche Wesen, das Anstalten machte, sich mit ihr zu unterhalten, misstrauisch im Auge behielten.



Ich löse Fälle. Die Menschen kommen zu mir, stecken mir ihr Geld in die Tasche, und ich stecke für sie meine Nase in die Angelegenheiten anderer Leute. Menschen, die sie einstellen oder enterben möchten, mit denen sie Geschäfte machen wollen oder, wie im aktuellen Fall, die sie einmal geheiratet haben und denen sie inzwischen allerhand ausserehelichen Unfug zutrauen.

Ich habe kein Problem damit, mit Schnüffeln und Überwachen mein Brot zu verdienen, denn wer nichts zu verbergen hat, braucht meine Berichte nicht zu fürchten. Trotzdem, die Person in der Führerkabine besass etwas, worum ich sie kaum beneidete: einen eifersüchtigen Ehemann, von Beruf Chef-Bürogummi und überzeugt davon, dass sie ihn mit einer Frau betrog.

Wie ich zu meinem Auftrag kam? Das war so: Montagmorgen im Januar. Sogar die Seele vereist. Nur ein Vollbad zu zweit mit anschliessendem Champagnerfrühstück könnte die latente Depression vertreiben. Ich sass in meiner Detektei und ging in Gedanken gerade meine Favoritenliste durch, als jemand die Treppe hochpolterte. Ich dachte an die Putzfrau, die aus Angst vor der Grippe im Winter stets grobe Holzzoccoli trug, ich dachte an den Hausbesitzer, dem möglicherweise ein, zwei fehlende Mieten auf seinem Konto aufgefallen waren, ich dachte an meine Mutter, die mir bis zu ihrem Tod vor drei Jahren täglich das Mittagessen vorbeigebracht hatte.

Aber niemals hätte ich gedacht, dass der Mann, der kurz darauf ohne anzuklopfen mein Büro betrat, zu solch einer Polterei fähig war. Sein teurer Anzug warf Falten an seiner hageren, kurz gewachsenen Figur, was die Vermutung nahelegte, er habe ihn seinem grossen Bruder geklaut. Seine Schuhe feinstes Leder, sicher handgefertigt in Italy, wie gemacht für das elegante Schweben auf Cocktailpartys und in Direktionsetagen. Wie hatte er den ganzen Lärm hingekriegt?

«Hm, hm. Bin ich hier richtig bei Jo Herrmann?»

Ich nickte.

Er warf sich in die Brust, blickte über meine Schulter, ganz als würde er eine weitere Tür suchen, fand keine, schaute mich leicht irritiert an und sagte:

«Hm. Melden Sie mich bitte bei Ihrem Chef an. Ich bin in Eile.»

Nun bin ich es ja gewohnt, dass man mich wegen meines genderneutralen Vor- und gendermonströsen Nachnamens erst mal für einen Mann hält. Meine Detektei ist zwar klein, hat aber einen ausgezeichneten Ruf. Ich bin schnell, gründlich und diskret. Das hat seinen Preis. Aber gerade dass ich nicht billig arbeite, scheint zusätzlich zu der Annahme zu verführen, ich sei männlichen Geschlechts. Ich ärgere mich nicht darüber. Manchmal bereitet es mir sogar kindliche Freude, den Gesichtsausdruck meiner potenziellen Klienten zu beobachten, während ich die Sache richtigstelle.

Aber der Mann fing an, auf den wenigen Metern, die mein Office von Wand zu Wand misst, hin- und herzugehen. Offenbar war er es gewohnt, dass seine Befehlsempfänger sich spulten, und meine unerklärliche Trägheit machte ihn nervös. Ich liess ihn wandern, von einer Wand zu andern. Ich startete meinen Computer und klickte wahllos auf verschiedene Icons. Der sollte mal sehen, wie hier gearbeitet wurde an einem Montagmorgen. Als ich das dritte Mal den Trash geöffnet und wieder geschlossen hatte, setzte ich mich aufrecht hin und sagte:

«*Ich* bin Jo Herrmann.»

Das brachte ihn zum Stehen.

«Ach? Na gut. Wird auch so gehen. Mein Name ist Doktor Ronfant. Frau, äh, Herrmann, ich komme zu Ihnen in einer äusserst delikaten Angelegenheit. Nehme ich richtig an ...», er

blickte sich suchend um, «verhandelt man bei Ihnen im Stehen?»

Ich wies auf den Holzstuhl mit Löwenfüsschen, der in meinen Hallen Kunde-ist-König-Atmosphäre verbreiten soll. Tatsächlich bemerkt ab und zu jemand die Anspielung, und dann haben wir unseren Eisbrecher.

Falls Herr Ronfant die Füsschen bemerkt hatte, liess er es sich jedenfalls nicht anmerken. Vorsichtig setzte er sich auf die vorderste Stuhlkante. Ich kannte das. Es bedeutete, dass ich mir ja nicht einbilden sollte, ich hätte den Auftrag im Sack. Ich war noch in der Probezeit, musste erst noch zeigen, dass ich vertrauenswürdig war. Der Mensch will wissen, wem er seine dreckige Wäsche anvertraut, diese Position musste ich mir erst verdienen.

Ich blickte ihn erwartungsvoll an.

«Also ...», fing er noch einmal an, wobei er das «A» dehnte. «Kann ich davon ausgehen, dass Sie unter Schweigepflicht stehen?»

Wieder nickte ich. Es gibt diese Menschen, die man mit erwartungsvollem Schweigen zum Reden bringt.

«Ich, äh, hm, hm. Ich bin hier, weil ich vermute, hm ... also, ich habe den Verdacht, dass meine Frau ... fremdgeht.»

«Aha.»

«Sie sollen sie ... wie sagt man ... beschatten.»

Die Erleichterung war ihm anzusehen. Seine schmalen Schultern senkten sich, und er brachte sogar halbwegs ein Lächeln zustande. Es verlieh ihm das Aussehen eines klein gewachsenen Haies, der versucht, freundlich zu sein.

«Wie kommen Sie denn darauf», ich zoomte meinen Blick auf mein Gegenüber, «dass Ihre Frau Ihnen einen anderen vorzieht?»

Etwas an ihm schrumpfte. Der Hai verliess ihn.

«Eine andere. Es ist ... eine Frau.»

Zugegeben, ich war begriffsstutzig. Denn schliesslich hatte der Januarfrost mein Gehirn noch im Griff.

«Ich gehe davon aus, dass Ihre Frau eine Frau ist, Herr Rondo.»

«Doktor Ronfant. Und ich meine nicht meine Frau», sagte er leise. Seine Stirn rötete sich.

Ich streckte meinen Rücken durch und blickte den Doktor einen Moment lang an wie eine Kuh einen winkenden Touristen.

Dann fiel der Groschen.

Mein Hirn wachte aus der Montagsstarre auf.

«Ihre Frau ist lesbisch.»

«Also, hm, hm, muss man es gleich so nennen?»

Ich zuckte mit den Schultern. Ich hatte keine Lust, mich mit ihm in eine Grundsatzdiskussion zu verstricken. Er offenbar auch nicht, denn er wechselte abrupt das Thema.

«Meine Frau fährt Tram und Bus.»

Ich starrte ihn an. War das jetzt wieder mein Frosthirn, oder was?

«Ich meine, sie arbeitet als Tram- und Buschauffeurin.»

«Aha.»

«Ich möchte, dass Sie sie observieren.» Ganz gerade blickte er mir jetzt in die Augen. Er wusste mit diesem Schicksalsschlag umzugehen. «Janine weiss nicht, auf was sie sich da einlässt. Meine Frau ist ziemlich naiv, was diese Dinge angeht. Ich bin überzeugt, dass eine dieser männerfeindlichen Feministinnen aus ihrem Volleyballclub sich mit ihr amüsiert und sie dann fallen lässt.»

Irgendwie fiel mir dieses Erstgespräch nicht ganz so leicht wie andere. Ich hatte grosse Übung im Umgang mit Unsauberkeiten, aber das hier hatte einen Beigeschmack, der mir nicht passte.

«Hören Sie, Herr Rotfant, ich denke nicht, dass ich interessiert bin, Ihren Auftrag anzunehmen.»

«Doktor Ronfant ist der Name. Hören Sie. Sie müssen annehmen. Ihre Detektei hat, nun ja, einen recht guten Ruf. Wenn ich das mal so sagen darf.»

Er durfte. Wahrscheinlich zählten einige seiner Arbeitskollegen zu meinen Klienten.

«Helfen Sie mir, meine Janine wieder auf den rechten Weg zu bringen.» Die Art, wie er die eine Augenbraue in die Höhe zog, kam mir etwas einstudiert vor. «Dass sie arbeiten will, obwohl sie das wahrhaftig nicht muss, und dann noch als Tramchauffeurin, habe ich toleriert. Dass sie vier Abende pro Woche in den Volleyballclub geht, nun ja, man will die Figur bewahren. Aber eine Affäre, und dann auch noch homo ... das geht dann doch zu weit. In meiner beruflichen Position kann ich mir keine untreue Gattin leisten, geschweige denn eine ... Sie wissen schon.»

«Lesbe.»

Ich blickte aus dem Fenster. Die feinen Äste der Birke im Vorgarten schwankten hin und her. Wenn ich den Auftrag annahm, dann aus Interesse an der ÖV-chauffierenden, volleyballbesessenen und möglicherweise sich fremdamüsierten Janine Ronfant. Aber sollte sich herausstellen, dass sie tatsächlich ... Ich merkte, dass ich innerlich für sie Partei ergriffen hatte. Das war natürlich höchst unprofessionell. Viele Berufskollegen hätten genau deswegen abgelehnt. Mich reizte so etwas. Natürlich war er ein überheblicher, offenbar homophober Mann, der seine Frau wie ein Accessoire behandelte. Andererseits hatte sie ihm trotz allem nicht den Laufpass gegeben. Stattdessen betrog sie ihn möglicherweise einfach.

Wir starrten uns an, beide in unseren eigenen Gedanken versunken.

«Und, nehmen Sie an?», brach er schliesslich das Schweigen.

Ich öffnete eine Schublade, zog ein Papier heraus, legte es ihm unter die Nase.

«Lesen Sie alles in Ruhe durch und unterschreiben Sie dann.»

In den nächsten paar Wochen war ich viel mit öffentlichen Verkehrsmitteln unterwegs. Frau Ronfant fuhr zur Hälfte auf Schienen, die andere Hälfte ihrer Arbeitszeit verbrachte sie hinter einem überdimensionierten Steuerrad und kutscherte eines dieser langen, trägen Busvehikel elegant durch Zürichs Strassen.

Tweedjacke starrte zum Fenster hinaus. Sein Atem ging nun ruhiger. Ich fragte mich, wie es kam, dass er so oft im selben Verkehrsmittel sass wie ich. Und dann diese absurde Kleidung. Als würde er in die Welt hinausschreien: «Ich bin irgendwer, mal der, mal ein anderer, aber immer total inkognito!» Wollen mal sehen, dachte ich. Bei der nächsten Haltestelle stand ich erst auf, als die Türen schon geöffnet waren. Als wäre mir im letzten Moment eingefallen, dass ich aussteigen musste. Auf dem ersten Tritt machte ich kehrt zurück ins Tram – und siehe da! Tweedjacke war zu einer Tür weiter vorne hinausgestürmt. Als er bemerkte, dass ich doch nicht ausgestiegen war, liessen sich die Türen nicht mehr öffnen, sosehr er den Knopf auch drückte. Das Tram fuhr an, und ich sah ihn wie einen begossenen Pudel auf dem Trottoir stehen und immer kleiner werden.

Dann sah ich seine Aktentasche. Auf dem Fenstersitz. Ich muss zugeben, dass mein Herz ein wenig schneller schlug, als ich mich hinsetzte und sie an mich nahm. Sie war ganz neu, ihr weiches Material lud dazu ein, sie zu streicheln. Ganz langsam zog ich den Reissverschluss auf. Völlig unprofession-

nell, muss ich im Nachhinein sagen. Aber meine Neugier liess mich alle Vorsicht vergessen. Ich wollte wissen, was es mit Tweedy auf sich hatte.

Der Atem stockte mir. Ich war schockiert. Fotos. Von mir. Im Tram. Im Bus. Auf der Strasse. Vor meinem Haus, den Wohnungsschlüssel in der Hand. Auf dem Weg zum Office.

Tweedy, ein Stalker?

Ich überlegte fieberhaft, ob ich sein Gesicht von irgendwoher kannte. Ausser von seiner Kostümshow in Tram und Bus. Ein Abendessen mit Bekannten? Kinobesuch mit meinen Freundinnen? Ich hatte keine Ahnung, wer dieser Mann war. Und was er von mir wollte? Offensichtlich beschattete er mich, wenn auch verachtenswert dilettantisch.

Meine Gedanken wanderten zu Janine, von der ich wusste, dass sie in der Führerkabine sass, auch wenn ich sie nicht sehen konnte. Hatte sie womöglich bemerkt, dass sie observiert wurde? Liess sie die Beschatterin beschatten? Mit welchem Ziel? Ein, zwei Fotos von mir im Tram hätten gereicht! Warum all diese Aufnahmen von mir auf der Strasse? Mir wurde schwindlig. Was tat man, wenn man bemerkte, dass man observiert wurde? Ich hatte keine Ahnung.

Ich liess die Aktentasche liegen. Wenn er sie im Fundbüro abholen konnte, dachte mein Beschatter, doof, wie er sich bisher angestellt hatte, wohl, ich hätte die Fotos nie entdeckt.

Ich musste mein Urteil über seine Fähigkeiten überdenken. Immerhin war es dem Kerl gelungen, mich da und dort abzulichten, ohne dass ich es bemerkt hatte.

Am Abend beschloss ich, Herrn Ronfant bald seinen Bericht zu schreiben. Ich war seiner Frau wie ein Schatten gefolgt und hatte sie in drei Wochen in keiner einzigen kompromittierenden Situation gesehen. Sie chauffierte, sie kaufte ein, sie ging zum Volleyball. Frau Ronfant pflegte ein sehr herzli-

ches Verhältnis zu ihren Sportsfreundinnen, da wurden Küsschen ausgetauscht, Händchen gehalten, und man umarmte sich, so wie das unter guten und vertrauten Freundinnen der Fall sein kann. Aber nichts davon war auch nur ansatzweise verdächtig.

Und Tweedjacke? Diesen Kerl musste ich kriegen. Ich liess mich nicht observieren. Schon gar nicht von einem Anfänger.

Am nächsten Tag fuhr ich noch einmal mit Frau Ronfant mit. Ich wollte danach spähen, ob sie nicht doch vielleicht an den Endstationen ein kurzes, intensives Stelldichein in die zwei, drei Minuten quetschte, bevor sie die nächste Runde fuhr.

Sie tat nichts dergleichen. Sie stieg jeweils aus dem Wagen und rauchte.

Als wir wieder anfuhr, dämmerte es bereits, und der Himmel wurde noch düsterer, als ein Gewitter niederging. Die Blitze und das Geprassel des Regens hatten mich wohl abgelenkt, denn ich bemerkte erst, als wir schon volle Fahrt aufgenommen hatten, dass mein Beschatter zugestiegen war und sich neben mich gesetzt hatte. Nicht direkt neben mich, aber über dem Gang auf den Einzelplatz. War das zu glauben? Wie naiv war denn der Mann?

Ich drehte mich zu ihm.

«Sie beschatten mich.» Frontalangriff.

Er blickte erst nur aus den Augenwinkeln, dann drehte er seinen Kopf, Verlegenheit in seinen grauen Augen.

«Ich ... Sie ...» Sein Blick schweifte zu den Türen, aber wir befanden uns mitten zwischen zwei Haltestellen.

«Wer ist Ihr Auftraggeber?» Ich liess meine Stimme forsch klingen, fordernd.

Er blickte auf seine Hände. Dann nahm er einen tiefen Atemzug und richtete sich auf.

«Sie sind ... die Geliebte.»



«Wie bitte?» Ich konnte nicht glauben, was er da sagte.

«Von der ... Frau, die das Tram steuert. Ich habe Sie beobachtet, Sie fahren dauernd ihren Kurs, sogar ihren Bus. Ich habe Fotos.»

Ich konnte den Zwanziger in meinem Kopf beinahe fallen hören. Er dachte, ich sei ...

«Hat Sie Herr Ronfant beauftragt?»

«Ja, natürlich!» Seine Stimme wurde höher. Jetzt kam er richtig in Fahrt. «Glauben Sie denn, ein Gentleman lässt sich einfach so Hörner aufsetzen, und noch dazu von einer Frau?» Empörung schwang in seiner Stimme. Anklagend blickte er mich an. Seine Hände umklammerten einen blauen Regenschirm.

Ich liess mich wieder in meinen Sitz sinken. Verdammt. Doktor Ronfant und seine Eifersucht. Nicht einmal einer Detektivin mit meinem Ruf traute er.

«Sie sind kein Detektiv, nicht wahr?» Ich hatte schon fast Mitleid mit meinem Verfolger.

«Ich wüsste nicht, was Sie das angeht», verteidigte er sich. «Lassen Sie künftig Ihre Finger von Frau Ronfant, und die Sache ist erledigt. Andernfalls ...»

Ich konnte förmlich sehen, wie es arbeitete in seinem Hirn. Was konnte er mir androhen? Es war kein Verbrechen, mit einer verheirateten Frau ein Verhältnis zu haben. Unmoralisch vielleicht, aber nicht strafbar.

Das Tram quietschte fürchterlich. Das Gewitter hatte sich beruhigt, ich konnte nicht einmal mehr den Regen auf das Tramdach prasseln hören.

Moment mal.

Tramdepot. Wir fuhren ins Tramdepot ein.

«Wir sind ...»

«... im Depot», beendete er meinen Satz und starrte aus dem Fenster.

Gleichzeitig hatten wir den Impuls, zur Tür zu gehen.

Gleichzeitig realisierten wir, dass wir eingeschlossen waren.

Gleichzeitig starrten wir durch das Glas, als es draussen noch ein einziges Mal blitzte.

Frau Ronfant steckte lächelnd ihr Handy ein. Sie winkte uns kurz zu, ging am Tram entlang, öffnete das Tor und verliess das Depot.

«Sie hat ...»

«... uns ausgebootet», ergänzte ich seinen Satz.

Wie Schafe starrten wir unser eigenes Spiegelbild an.

«Das ist jetzt für Sie viel peinlicher als für mich», informierte er mich. «Ich bin ja nur ein Kollege eines Kollegen von Herrn Ronfant, detektivbegeistert, ja, aber kein Profi wie Sie.»

«Deshalb ist Ihnen auch entgangen, dass ich kein einziges Mal direkten Kontakt mit Janine Ronfant hatte. Trotzdem haben Sie mich für die Geliebte gehalten.»

«Oh! Ähm ... ja, da haben Sie wohl recht.» Betreten blickte er zu Boden.

Tweedjacke und ich beschlossen, im Tramdepot auszuharren. Lieber dösteten wir uns auf den kalten Tramsitzen durch die Nacht, als dass wir einem VBZ-Troubleshooter erklärten, wie wir in diese dumme Situation geraten waren. Nicht einmal dann, wenn es dieser freundliche, rundliche Problemlöser mit dem lustigen Walrossschnurrbart gewesen wäre, dem ich auf meinen vielen ÖV-Fahrten in den letzten Wochen so oft begegnet war.

Frau Ronfant anzuschwärzen kam uns beiden nicht einmal in den Sinn.



DIE  
PHILOSOPHEN

———— Vera Spöcker ————

Wie jeden Morgen stieg Hans in das Tram am Schaffhauserplatz. Diesmal in die 7. Es war sein Lieblingstram. Die Zahl 7 hatte es ihm angetan. Er fand sie elegant, und zudem liebte er Primzahlen. Er setzte sich in ein Viererabteil, einem jungen Mann gegenüber, der in Unterlagen blätterte.

«Studieren Sie auch die Primzahlen?» Er sah den jungen Mann erwartungsvoll an.

«Primzahlen? Nein. Wie kommen Sie denn auf Primzahlen?»

«Wir fahren mit der 7.»

«Ein Tram wie alle anderen auch. Ich will zum Bahnhof.»

«Nicht wie alle anderen, wissen Sie denn nicht, was es mit der 7 auf sich hat?»

«Die 7 fährt von Stettbach nach Wollishofen und zurück. Alle 7 oder 8 Minuten.»

«Das ist die Strecke des 7ers, ganz richtig. Aber kennen Sie den Inhalt der Zahl 7, ihre Bedeutung nicht?»

«Ja, doch, eben eine Primzahl, wie Sie schon sagten, nur durch 1 und sich selbst teilbar.»

«Wissen Sie, wieso ich Primzahlen so mag? Wieso man ihnen besondere Aufmerksamkeit schenken sollte?»

Der andere schüttelte den Kopf und legte seine Unterlagen in die Mappe zurück.

«Eine Primzahl», meinte Hans, «ist eine Zahl, die sich nur um sich selbst kümmert. Sie ist nicht teilbar mit andern, nur durch die 1 und bleibt dann doch sich selbst. Sie ist sich selbst am liebsten und mit sich selbst zufrieden.»

«Das tönt nach Selbstverliebtheit und einer gehörigen Portion Egoismus», erwiderte der Jüngere.

Hans nickte bedächtig: «Wohl wahr, und doch scheint sie für den Menschen eine besondere Bedeutung zu haben. Sie ist mystisch, geheimnisvoll und göttlich.»

«Was bitte ist an einer simplen 7 mystisch?» Der Jüngere schüttelte den Kopf und suchte seine Siebensachen zusammen. «Gleich sind wir am Hauptbahnhof.»

«Sieben Tage dauerte die Schöpfung. Die 7 enthält die 3 und die 4. Die 3 steht für die Dreifaltigkeit, Vater, Sohn und Heiliger Geist. Die 4 für die vier Elemente, Wasser, Luft, Feuer und Erde. Alles zusammen ergab den Inhalt der Schöpfung und ihre Dauer von sieben Tagen. Die Menschen schufen dann weitere 7er. Die 7 Tugenden und die 7 Todsünden...»

«Ich verlasse jetzt die 7 und wünsche Ihnen eine gute Fahrt in Ihrer mystischen Primzahl.»

Hans sah ihm lächelnd nach. Um 7:53 Uhr war das Gedränge gross. Er beobachtete, wie die Leute ungeduldig im Tram und draussen vor den Türen warteten. Die Türen gingen auf, und wie eine Lawine rollte die Menschenmenge aus dem Tram aufs Trottoir. Die von draussen kletterten wie eine Horde Bergsteiger über die drei Stufen ins Tram. Jeden Morgen das gleiche Schauspiel und doch immer ganz anders. Es waren nie die gleichen Menschen. Nicht an der Bahnhofstrasse. Hier befand er sich in einem Schmelztiegel der Menschheit.

Hans fuhr bis zum Bahnhof Enge. Dort wartete er auf das 7er-Tram, trippelte hin und her, zählte die Schritte. 7 vorwärts, 11 zurück, 5 vorwärts, 3 zurück ... Da kam das Tram. Ein rundlicher Kundenberater stieg aus und strich sich über den braunen Walrossschnurrbart. Hans zog sein Abonnement aus der Brusttasche und hielt es ihm hin.

«Ich bin Stammgast bei den VBZ, aber ich fahre nur in Primzahlen.» Der Kundenberater sah ihn etwas befremdet an. Hans stieg ein und setzte sich neben eine ältere Dame, die ihn grüsste.

«So ein schöner Tag, nicht wahr? Da kann man nicht zu Hause bleiben, im Zoo muss es heute schön sein.»

«Im Zoo? Das ist mir zu weit, da gibt es keinen Anschluss auf ein Tram mit einer Primzahl.»

«Ein Tram mit einer Primzahl?» Die Dame schaute ihn fragend an.

«In Primzahlen steckt eine Lebensphilosophie, meine Philosophie. Sei dir selbst genug, lass dich nicht von anderen in deinen Werten beeinflussen. Geh deinen eigenen Weg.»

Die Dame blieb stumm und schaute ihn mit grossen Augen an. «Leider muss ich beim Kunsthaus aussteigen, damit ich den 3er erwische. Gerne hätte ich Sie in meine Lebensphilosophie eingeführt.»

Die Dame winkte ihm durchs Fenster zu und fuhr dann lachend weiter. Sie hatte ihn nicht verstanden. Dabei war es im Grunde so einfach. Seit er sein Leben nach den Primzahlen ausrichtete, war es viel übersichtlicher für ihn: Er stand morgens um 5.47 auf, nahm sein Mittagessen von 11.00 bis 11.31 ein, Abendessen gab es um 19 Uhr und Schlafenszeit war um 23 Uhr. Er zählte seine täglichen Schritte, 29 vom Bett in die Küche, 37 bis ins Bad. Die Treppe im Hausflur hatte pro Stockwerk 13 Stufen. Bis zur Tramstation waren es 263 Schritte, bis zum Quartierladen 317. So hatte alles seine Ordnung. Eine gute Ordnung, die weder teilbar noch veränderbar war. Eine Ordnung, die ihm half, seinen Tag zu strukturieren.

Endlich kam der 3er. Er stieg ein und setzte sich auf den vordersten Sitz. Gespräche im Tram bereiteten ihm Freude, doch ermüdeten sie ihn auch. Erklärungen brauchten Energie, obwohl er seine Theorie immer wieder gerne vortrug. Bis zum Bahnhof 3 Stationen ausruhen. Das tat gut und passte in seine Ordnung.

Am Bahnhofquai wartete schon die 11. Er wollte gerade einsteigen, da zupfte ihn jemand am Ärmel:

«Hans? Das gibt's doch nicht! Du hier, mitten in Zürich?»

«René? Bist du es wirklich? Ich mache meine Tramtour, wie jeden Morgen. Was treibst denn du in Zürich?»

«Tramtour, wie jeden Morgen», lachte René. «Ich bin erst seit ein paar Tagen in Zürich. Darum entdecke ich die Stadt mit Tram und Bus. Damit alles seine Ordnung hat, fahre ich nur mit solchen, die eine Quadratzahl tragen. Die Vollendung jeder Zahl. Die Vollendung meiner mathematisch-philosophischen Überlegungen.»

«Die vollendeten Zahlen sind die Primzahlen. Sie allein, und dabei bleibt's.» Hans wurde energisch. Schon in ihrer Studienzeit hatten sie immer wieder heftige Diskussionen zu diesem Thema geführt.

«Aber Hans, sei doch nicht so engstirnig. Das Quadrat ist eine vollendete Form, alle Seiten sind gleich lang oder zählen gleich viele Teile. Der Inhalt ist wohlgeordnet und in sich stimmig. Keine natürliche Zahl kann aus der Quadratzahl ausbrechen, sie werden zusammengehalten und halten zusammen. Selbst deine Primzahlen haben im Quadrat ihren Platz.»

«Deine Quadratzahlen wären nichts ohne Primzahlen. Die Primzahlen existieren aus sich selbst, stellen sich für deine Quadratzahlen zur Verfügung, sind aber nicht abhängig von ihnen. Sie sind eigenständig. Primzahlen sind die höchsten Individuen unter den Zahlen.»

«Was hat ein Individuum von seiner Einsamkeit? Auf die Dauer geht auch das höchste Individuum zugrunde oder hört auf zu existieren, wenn es immer nur einzig und alleine ist. Das Gleiche gilt für deine Primzahlen. Eine Primzahl braucht andere Zahlen, um zu existieren. Die 1 und sich selbst als natürliche Zahl. Wenn sie die Gemeinschaft mit anderen Zahlen sucht, kann sie sich erfolgreich an die Quadratzahlen wenden.»

«Als bräuchten die Primzahlen einen Seelenretter. Du spinnst doch!»

«Hans, das eine existiert nicht ohne das andere. Weder die Primzahl noch die Quadratzahl existiert ohne andere Zahlen.»

«Mag ja sein. Doch die Primzahlen bleiben die wichtigsten. Das ist meine Lebensphilosophie.»

René wollte etwas erwidern, doch Hans winkte ab:

«Da kommt das nächste 11er-Tram. Ich muss gehen, sonst bin ich nicht rechtzeitig zum Mittagessen zu Hause. Schön, dass wir uns begegnet sind. Weiterhin gute Fahrt mit deinen Quadratzahlen.»

«Hast du es immer so eilig, Hans? Wir haben doch so viel Zeit wie noch nie. Also gut, ich will dich nicht aufhalten. Folge deinen Primzahlen!» René überquerte die Strasse und stieg in ein 4er-Tram.

Hans sass auf seinem Fensterplatz und schaute René kopfschüttelnd hinterher.

«Darf ich mich zu Ihnen setzen?», fragte eine weibliche Stimme. Er drehte flüchtig den Kopf und nickte.

«Der begreift das wohl nie! Primzahlen sind die einzig wahren Zahlen!»

«Sie beschäftigen sich mit Primzahlen?»

Nun schaute Hans auf und sah in ein aufmerksames, nicht mehr ganz junges Gesicht.

«Kennen Sie sich damit aus? Primzahlen sind meine Lebensphilosophie.»

«Klingt interessant. Ich habe Mathematik studiert und versuche gerade, meinen Schülern die Primzahlen näherzubringen.»

«Dann wissen Sie ja bestens Bescheid. Für mich sind die Primzahlen zum Lebensinhalt geworden. Sie sind mir gute Lehrmeister und eine Lebenshilfe im Alter.» Hans berichtete der Mathematikerin von seiner Philosophie, und wie er sein Leben danach ausrichtete.



«Das stelle ich mir nicht ganz einfach vor, immer nur in Primzahlen-Trams und -Bussen unterwegs zu sein. Schränkt das Ihren Bewegungsraum nicht ziemlich ein?»

«Ich habe Zeit und plane alle Wege, die ich machen muss. Und ich kann mein strategisches Denken dabei pflegen, ein gutes Gedächtnistraining. Manchmal ist es etwas kompliziert, aber ich habe noch immer eine Lösung gefunden. Ab und zu muss ich Umwege machen. Aber Umwege sind bereichernd, nicht immer führt der direkte Weg zum wahren Ziel. Eine Weisheit, die ich den Primzahlen verdanke. Deshalb bleibe ich ihnen treu. Sie sind die einzig wahren Zahlen, auch wenn René das anders sieht.»

«Wer ist denn René, und was sieht er anders?», fragte die Frau, immer noch interessiert.

«René ist ein alter Studienkollege. Wir sind uns heute nach vielen Jahren wieder begegnet. Er ist ein Verfechter der Quadratzahlen. In jungen Jahren führten wir häufig mathematisch-philosophische Streitgespräche. Für ihn sind die Quadratzahlen das, was für mich die Primzahlen sind. Er wollte mir weismachen, dass die Primzahlen Teile der Quadratzahlen sind und in ihnen enthalten sind. Er stellt die Quadratzahlen immer noch über die Primzahlen.»

«Nun, ganz unrecht hat Ihr Kollege nicht.» Die Mathematikerin sah ihn freundlich lächelnd an. «Jede Primzahl ist für sich eine Königin, da gebe ich Ihnen recht. Doch lässt sich jede dieser Königinnen mit sich selber multiplizieren. Daraus entsteht dann die Quadratkönigin oder eben die Quadratzahl Ihres Studienkollegen.»

Hans schaute sie nachdenklich an. Diese Betrachtungsweise war ihm neu.

«Endstation, wir müssen aussteigen», unterbrach die Mathematikerin seine Gedanken, «oder bleiben Sie sitzen?»

«Nein, nein, ich nehme den Bus zum Schwamendingerplatz, dann bringt mich die 7 bis fast vor meine Haustür.»

Immer noch nachdenklich bestieg er den 79er und fuhr schliesslich mit dem 7er-Tram nach Hause. Sein Mittagessen kam wie immer pünktlich um 11 Uhr auf den Tisch.

Während des ganzen Nachmittags war Hans in Gedanken. Die These der Quadratköninginnen ging ihm nicht aus dem Kopf. Um 17 Uhr stand er dennoch von seinem Sessel auf, um wie jeden Abend mit der 7 zum Hauptbahnhof zu fahren. Er wollte sich den *Blick am Abend* holen, seine tägliche Lektüre nach dem Abendessen. Am Central stieg er aus und spazierte gemächlich Richtung Hauptbahnhof. Er überquerte den Bahnhofquai und entnahm einem der grossen, roten Kästen seine Abendlektüre. Als er sich umdrehte, stiess er mit einem Mann zusammen.

«Entschuldigung ... Ach! Das gibt's doch nicht! Bist du immer noch unterwegs, René?»

«Ja, ich musste einen riesigen Umweg fahren und bin nun endlich wieder hier angekommen. Es gibt in dieser Stadt nur sehr wenige Trams und Busse mit Quadratzahlen.»

«Das Problem kenne ich.» Hans nickte zustimmend. «Mit den Primzahlen ist es einfacher, sie sind eben doch die wichtigeren Zahlen.»

«Jetzt fang doch nicht schon wieder damit an, Hans.» René sah ihn aus müden Augen an. «Komm, wir setzen uns einen Moment ins Bahnhofbuffet.»

Hans zögerte. Er dachte an sein Abendessen um 19 Uhr. Wenn er mit der 7 zurückfuhr, würde es noch reichen.

«Also gut, aber nur kurz, mein Abendessen wartet.»

In einer ruhigen Ecke fanden sie einen freien Tisch. Nachdem sie bestellt hatten, fragte René:

«Erinnerst du dich an unsere mathematisch-philosophischen Gespräche mit Professor Wildbolz?»

«Als sei es erst gestern gewesen. Er hat den Grundstein meines Denkens gelegt.»

«Ja, von ihm stammt die Aussage: Zahlen verhalten sich wie Menschen. Es gibt Einzelgänger wie die Primzahlen, Gemeinschaftsstifter wie die Quadratzahlen. Im menschlichen Leben gibt es Brüche, es gibt Subtraktionen, die einem alles nehmen, Multiplikationen, die sowohl Gutes wie Schlechtes verdoppeln können, und Additionen, die alles wieder ins Lot bringen.»

«Seltsam, dass du mit Wildbolz kommst. Mir hat heute eine Mathematikerin eine These vorgelegt, die in eine ähnliche Richtung geht. Sie meinte, dass sich die Primzahlen mit sich selbst multiplizieren können und so zu Quadratkönnigen werden.»

«Das ist doch genau das, was ich dir heute Morgen zu erklären versuchte. Die Quadratzahl enthält alle Zahlen, auch deine Primzahlen, und umgekehrt können alle Zahlen zu einer Quadratzahl werden, also auch deine Primzahlen.»

«Dass die Primzahlen zu Quadratkönnigen werden, das kann ich gelten lassen.»

«Hans, es tut gut, mit dir zu reden. Unsere Debatten haben mir in all den Jahren oft gefehlt.»

«Das Gleiche habe ich heute Nachmittag auch gedacht. Eigentlich schade, dass wir nicht zusammen unterwegs sein können.»

«Aber Hans, das geht: Wir haben doch einen gemeinsamen Nenner gefunden.»

«Die Quadratkönnigen!», sagten sie wie aus einem Mund und lachten.



# BIOGRAFIEN



*Nicole Anderhalden*, Jahrgang 1991, aus Obwalden. Sie wohnt und arbeitet in Luzern, hauptberuflich als Arztgehilfin. Seit ihrer Kindheit macht ihr das Erzählen viel Freude. Sie hatte bereits Auftritte bei Zürich liest, Bern liest und eine Veröffentlichung bei einem Krimiwettbewerb in Graubünden. Seither schreibt sie noch intensiver und arbeitet an verschiedenen Projekten.

*Nicole Berger*, Jahrgang 1964, ist am Zürichsee aufgewachsen und wohnt heute wieder dort. Sie pendelt jeden Tag mit Bus und Tram zur Arbeit. Bei trockenem Wetter nimmt sie auch mal ihr Rad. Neben dem Schreiben fotografiert sie gerne. Beide Formen ergänzen sich wunderbar. Die Fotografie hält den Moment fest, das Schreiben erzählt die Geschichte dazu.

*Karin Dehmer-Joss*, Jahrgang 1974, ist Koautorin von «Schleckmäuler & Dreckspatzen» (Werd & Weber, 2012). Sie lebt mit ihrer Familie in Ennetbaden/Aargau und schreibt derzeit an ihrem ersten Roman.

*Nora Gautschi*, Jahrgang 1988, studierte Betriebswirtschaftslehre und gründete zwei Firmen. Sie schreibt gerne Kurzgeschichten und Gedichte. Gemeinsam mit ihrem Partner und ihrer Tochter lebt sie in Zürich.

*Anna Hitz*, Jahrgang 1983, aufgewachsen in Beinwil am See, hat 2011 das Lizentiat in Germanistik erfolgreich abgeschlossen. Sie schreibt Fachartikel für diverse Zeitschriften, Kurzgeschichten und Gedichte. Demnächst erscheint ihr erster Roman im Zytglogge Verlag. Mit ihrem Mann, ihrem Sohn und drei Hunden lebt sie in Beinwil am See.

*Ruth Howald*, Jahrgang 1964, in Basel und Umgebung aufgewachsen. Sowohl im Alltag als auch in den Ferien mit Mann und zwei Kindern ist sie eingefleischte ÖV-Benutzerin. Sie wohnt und arbeitet als selbstständige Physiotherapeutin und Coach in Basel. Eine veröffentlichte Kurzgeschichte.

*Corina Lanfranchi*, Jahrgang 1962, in Basel geboren. Ausbildung zur Buchhändlerin, danach Studium der Germanistik und Theaterwissenschaft. Seit 2006 als freischaffende Journalistin und Autorin tätig, hat sie bereits diverse nichtliterarische Publikationen veröffentlicht.

*Noëmi Sacher*, Jahrgang 1980, in Liestal geboren. Seit sie die Buchstaben kennt, prägt das geschriebene Wort ihr Leben; zuerst als leidenschaftliche Leserin, dann während des Germanistikstudiums an der Universität Zürich, beim Verfassen von Reiseberichten und in ihrer Arbeit als Sprachlehrerin und Texterin. Heute lebt sie mit Mann und Tochter in Arth und schreibt Geschichten.

*Vera Spöcker*, Jahrgang 1961, wohnhaft in Ligerz BE, dipl. Kindergärtnerin, dipl. Heilpädagogin, dipl. heilpädagogische Früherzieherin, Mutter dreier erwachsener Kinder. Arbeitet als heilpädagogische Früherzieherin mit sehbehinderten und entwicklungsauffälligen Kleinkindern. Seit 10 Jahren ist sie Kolumnistin für eine Zeitschrift. Sie veröffentlichte 2014 eine Kurzgeschichte.